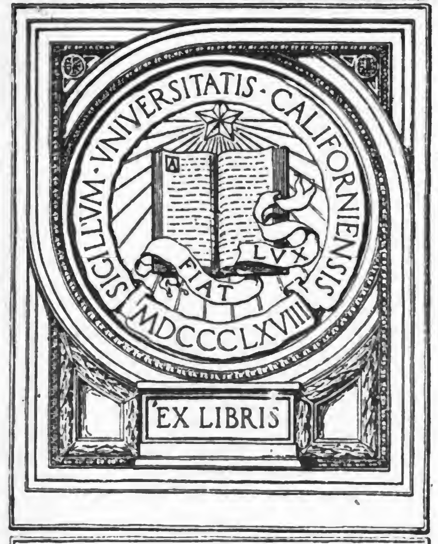
Das Leben Goethes

Julius Bab


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



DAS LEBEN GOETHES

JULIUS BAB

DAS LEBEN GOETHES

EINE BOTSCHAFT

MIT 10 BILDNISSEN

VIERTES BIS ACHTES TAUSEND

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART UND BERLIN

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart

EMIL LUDWIG

dankschuldig und herzlich zugeeignet

DAS LEBEN GOETHES

ZUM EINGANG

Die wachſende Wirkung Goethes, die wir alle ſpüren, die ſich nicht nur von Generation zu Generation, ſondern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in Deutſchland zeigt, und die nicht gehemmt, ſondern letzten Endes gefördert wird durch die (auch ſeit Generationen periodiſch auftretenden) Wellen von Goethefeindſchaft — dieſe ſtets wachſende Wirkung Goethes, ſie iſt nicht unmittelbar und keineswegs ausſchließlich gegründet auf die Wirkung ſeiner Werke. Weder auf die Wirkung im einzelnen, noch auf eine Erſcheinung, die man einfach als die Summe dieſer Werke bezeichnen kann. So außerordentlich und ſtark die Eindrücke ſind, die immer wieder erweckt werden von ſeinen dichteriſchen Werken ſowohl, wo immer ſie neu ſich erſchließen, wie von ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, deren Werte noch längſt nicht ausgeſchöpft ſind, wie auch von ſeinen kritiſchen Schriften, von deren Bedeutung man vielleicht noch am wenigſten weiß — ſo ſtark dies alles iſt, ſo haftet doch keinem Einzelnen und keiner Summierung dieſer Werke das Gefühl des Unermeßlichen an, das ganz erſchütternde Gefühl, das ſich für uns mit dem Namen »Goethe« verbindet. — Es iſt Goethes ganzes Weſen, das mit der Summe ſeiner hinterlaſſenen Werke noch längſt nicht erſchöpft iſt, es iſt ſeine G e ſ a m t e r ſ c h e i n u n g, die uns in immer ſteigendem

Maße wichtig wird. Wichtig durch die Hoffnung, einen Zwiespalt zu überwinden, wichtig als die Andeutung einer möglichen Einheit. Wir hoffen, wir ahnen im Namen Goethe eine Einheit, jenseits von jener Zerrissenheit, an der das Leben der europäischen Völker seit Jahrhunderten leidet, einer Zerrissenheit, die in unseren Tagen sich bis zur Unerträglichkeit zu steigern scheint. Diese Ahnung, die sich immer stärker an der Gestalt Goethes entzündet, sie ist die eigentlich höchste Wirkung, die von ihm ausgeht. — Wir haben seit Jahrhunderten eine Religion, aus der mehr und mehr das wirkliche Leben entweicht, haben ein Leben, das mehr und mehr der zusammenhaltenden, steigernden Kräfte entbehrt, die man einmal »religiöse« nannte. An die Gestalt Goethes aber knüpft sich das Gefühl, als wenn hier ein Vorbild aufgerichtet, ein Beispiel gegeben, ein Mythos gefunden sei: Kunde einer Möglichkeit zu leben, die auf eine neue, unmittelbare, keiner alten Dogmatik verpflichtete Art den wirkenden Tag wieder mit religiöser Kraft erfüllt.

Wie aber ist Bericht zu geben von diesem Mythos? Wie ist er uns vorstellbar zu machen? Er erwächst uns, wie gesagt, nicht aus der Summe der sogenannten Werke Goethes, für seine Entstehung sind in vollkommen gleichem, ja vielleicht in noch höherem Grade wichtig die vielen Briefe Goethes, die wir besitzen, die zahllosen Aufzeichnungen seiner Gespräche mit den verschiedensten Menschen, und die unerschöpfliche Menge von Kundgebungen seiner Zeitgenossen über Eindruck und Wirkung seiner Persönlichkeit. All dies aber, zusammengeordnet mit allen verbürgten Daten seines äußeren Lebenslaufes — und

diese, von ihm selbst schon vielfach aufgezeichneten Daten, sind zahlreicher und sicherer als bei irgendeinem Menschen sonst! — all dies ist das Material, aus dem sich jenes große Grundgefühl nährt.

Wie fassen wir nun dies Material richtig an? Wir kommen dem Wesen dessen, was wir als die eigentliche Lebenskraft der Goetheschen Erscheinung spüren, nicht dadurch näher, daß wir Einzelnes herausreißen aus diesem oder jenem Werk, daß wir Zitate gruppieren, Begriffe aufstellen, an Hand deren man das Wunder Goetheschen Wesens zu konstruieren versucht. Denn wir arbeiten bei solchem Bemühen ja doch immer nur in der Sprache unserer eigenen Begriffe: wir arbeiten mit Gegensätzen. Und das Wunder der Goetheschen Erscheinung besteht darin, daß sie diese Gegensätze überwindet, daß sie uns eine Einheit darbietet, in der diese Gegensätze nicht mehr gültig sind.

Es ist mit vollkommen richtigen und schwerwiegenden Zitaten möglich, aus dem Goetheschen Wesen das Entgegengesetzteste herauszufinden: Goethe hat an den Zielpunkt seines größten Gedichts gesetzt die Lehre vom »immer strebenden Bemühen«, die Lehre, daß nur die rastlose Tätigkeit des zielsetzenden Willens dem Menschen Wesen, Gehalt und Wert gäbe, aber er hat mit ebensoviel Nachdruck ausgesprochen, daß »jede Produktivität höchster Art« doch nur ein »Geschenk von oben«, jedes Schaffen »Wirkung einer höheren Weltregierung« sei. — Goethe hat von allen Begriffen keinen so erhöht wie den der »Bildung«, sein ganzes Leben scheint einer höchstmöglichen Bildung gewidmet, aber er läßt an entscheidender Stelle seines großen Lebensromans den Sprecher

urteilen: »Possen eure allgemeine Bildung!« Da verwirft er sie ganz, diese Strebsamkeit zur allseitigen Vervollkommnung, und erklärt als einzigen Weg zur Erziehung des tüchtigen Menschen Spezialausbildung, das Sichbeschränken auf ein geeignetes Handwerk des Körpers oder des Geistes. — Goethes Entwicklung ist für unser Auge in Katastrophen vor sich gegangen, in Ansprüngen und Ausbrüchen, die so klar zu erkennen sind, wie bei kaum einer anderen Persönlichkeit der Geschichte. Und doch hat er mit Recht von sich gesagt: »Mit mir geht es so einförmig und sachte, daß man wie an einem Stundenzeiger nicht sieht, daß ich mich bewege, und daß Einer Zeit braucht, um zu sehen, daß ich mich bewegt habe.« — Man ist nicht müde geworden, von Goethes »Egoismus« zu sprechen, und es gibt einen tieferen Sinn, in dem dieses Wort ihn trifft, in dem man sagen darf, sein Leben sei egozentrisch aufgebaut. Und doch hat man mit höchster Wahrheit das Wesen Goethes dareingesetzt, daß er »der Mann ohne Selbstsucht« gewesen sei, der Mensch, der sich in privatem Sinne überhaupt nie wichtig gewesen ist: ein Mensch »ohne Prätentionen« zu sein, das wäre Goethes eigentliche Genialität gewesen. — Goethe hat nie geleugnet, daß auch sein Herz sich erhoben, »als er hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei«, und hat als Minister in einem Sinne gestrebt, den wir wohl demokratisch nennen müssen, — aber er hat auch gesprochen und gehandelt nach der Maxime »eher Ungerechtigkeit als Unordnung« und hat sich vor dem Wort »aristokratisch« keineswegs gescheut. — Goethe hat Jahre seines Lebens mit einer schneidend streitbaren Energie gegen das

Chriſtentum geſprochen. Und am Ende ſeines Lebens hat er zu einem Vertrauten geäußert: »Ich bin der Einzige, der noch ein Chriſt iſt, wie Chriſtus ihn haben wollte.« Und auch darin hat ein tiefer Sinn gelegen — freilich ein ganz anderer, als der einer »Bekehrung«.

So iſt Goethe, deſſen ganze Natur und Welterkenntnis geſchloſſen liegt in dem Satze, daß »Natur weder Kern noch Schale« habe, daß Form und Inhalt nicht zu ſcheiden ſeien — Goethe iſt in keiner Sphäre mit dem Gegenſatzſpiel der Begriffe zu faſſen und feſtzuhalten. Denn das, was an ihm als eine religiöſe, d. h. verbindende, widerſpruchslos wahre, gewiß »ſeelig« machende Kraft wirkt, das erhebt ſich eben gerade immer über den Begriff. Jeder Begriff, den man auf Goethe anwendet, iſt immer nur halb wahr, denn beinahe jeder Begriff wird auf ihn anwendbar ſein, weil ſein Reich groß genug war, um alles Begreifliche zu umfaſſen, aber kein noch ſo weiter Begriff unſerer Sprache wird ihm gerecht werden, weil dies Reich eben unbegreiflich groß iſt.

»Goethes Weſen« — hat einer der feinſten, modernen Schriftſteller über ihn geſagt — »verbietet uns, von Widerſprüchen zu reden, nur wir bedürfen der Widerſprüche, um es zu bezeichnen.« Wir kommen aber mit dem widerſpruchsvollen Weſen unſerer Begriffsſprache nicht zu einer echten Darſtellung ſeines Weſens. Wir können nur von ſeinem innerſten Daſein etwas erfaſſen, wenn wir verſuchen, Goethes Leben anzuſchauen in ſeiner Ganzheit. Goethes Leben iſt die höchſte Ganzheit — iſt ſeine eigentliche Hinterlaſſenſchaft, für dieſe Ganzheit iſt alles andere nur einzelnes Dokument: die überlieferten Daten ſeines

äußeren Lebenslaufes, seine Dramen, Romane und Gedichte, seine Farbenlehre, seine Botanik und Osteologie seine Briefe und seine Äußerungen an Freunde und alles, was seine Freunde über ihn berichten — alles das ist Material, eines neben dem andern. Wir müssen sein Leben anzuschauen versuchen, müssen versuchen, ein Gefühl von der Ganzheit seiner gelebten Existenz zu finden.

Es gilt also, Goethes Leben darzustellen. Aber wie soll das geschehen? Es soll zunächst einmal nicht geschehen durch irgendeine kritische Stilisierung, nicht dadurch, daß man die Idee Goethe zu einem Reck macht, an dem man nun die Kniewellen einer großartigen »Auffassung« vollführt, nicht dadurch, daß man seine mehr oder weniger maßgeblichen Vorstellungen vom Walten des wahren Geistes an Goethe exemplifiziert. Auch nicht dadurch, daß man versucht, seine Ideen vom Heroischen in Goethe hineinzutragen, denn gerade damit wird man alles zerstören, was an ihm so einzig fruchtbar ist. In keinem Sinne ist Goethe ein »Heros«, ein großartig Gewaltsamer, ein irgendwie Radikaler, ein fanatisch Einseitiger gewesen. Aber auch ein Bild prästabilierter Harmonie, ewig klarer Vollkommenheit aus seinem Leben zu machen, wäre falsch — und schlimmer: wertlos.

Wenn man in die Betrachtung Goethes eintritt, gibt es keine tiefere Warnung, als die er selbst uns hinterlassen hat mit seinen Worten:

> »Denn da Gott Mensch geworden, damit wir armseligen Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zum Gotte zu machen.«

Das iſt eine Warnung, die überall gilt, wo immer uns Göttliches in einem Menſchweſen oder in einem Stück Natur entgegentritt. In dem Augenblick, wo wir verſuchen, dies Göttliche ſeiner unablösbaren naturalen Beſtandteile zu entkleiden, ſeine tiefbegründete Wirklichkeit zu »verklären«, ſeine wunderbare Weltverwobenheit in irgendeine phantaſtiſche »Reinheit« aufzulöſen, in dem Moment berauben wir uns der ſchöpferiſchen Wirkung, die von ihm ausgeht. Und die Erſcheinung Goethes etſchüttert uns gerade deshalb, weil ſie ſo unerhört wirklich iſt, weil ſie ſich keiner der uns vertrauten Äußerungen des Menſchlichen, Irdiſchen, widerſpruchsvoll Kämpfenden entzogen – und ſich doch mit höchſtem Gehalt erfüllt hat. Man ſoll alſo nichts Erhabenes ſtiliſieren, ſondern verſuchen, nachzuzeichnen, was wahr iſt, ſoll Schritt für Schritt mit möglichſter Treue der vorhandenen Überlieferung nachgehen und dann ſchauen, wie dieſe Beſtandteile ſich zueinander verhalten, und was für ein Wunder des Werdens und Daſeins ſich hier ausſpricht. Das iſt das Weſensproblem der Betrachtung.

Daneben ſtellt ſich ein techniſches Problem: Wie k a n n das geſchehen? Es kann das bei der unüberſehbaren Maſſe des Stoffes – von keinem Menſchen der Weltgeſchichte wiſſen wir ſo viel wie von Goethe – auf verſchiedene Art geſchehen: einmal kann es gelingen, die Fülle bezeichnender Einzelheiten ſo kunſtreich aufzubauen, daß wir das Gefühl des Zuhörers wie durch ein lebendiges Schauſpiel packen. Dieſer Verſuch iſt nach den vielen »Biographien« der Literaturhiſtoriker, die Datenſammlung, äſthetiſche Zenſierung und Heroenpathos durcheinanderſtümperten, zum

erſtenmal gemacht worden in den drei großen Bänden, die unter dem Titel »Goethe, Geſchichte eines Menſchen« von *Emil Ludwig* herausgegeben wurden. Wenn dieſe Möglichkeit, ſo durch die Fülle und die Schönheit der einander folgenden Zeugniſſe in Künſtlers Art zu wirken, die *einzige* Möglichkeit wäre, die Ganzheit des Goetheſchen Lebens fühlen zu laſſen, ſo könnte ich nicht dieſen Verſuch machen, in einem ſehr knappen Aufriß dem Enderlebnis jenes großen Werkes nachzukommen. Doch ſcheint mir noch eine andere Möglichkeit vorzuliegen: unter Verzicht auf die Menge der Details, unter Herausgreifen ganz weniger ſtellvertretender Einzelheiten kann man den *Rhythmus* jener Lebensbewegung ſehr ſinnfällig aufzeichnen. Es könnte ſo gelingen, durch Nachziehen nur der Grundlinien dies Leben fühlbar zu machen, eine Umrißzeichnung hinzuwerfen, die zwar der Farbe und der Fülle entbehrt, die aber dafür klarer und ſicherer zu überſehen ſein muß, als ein weit und bunt ausgeführtes Gemälde es bei aller Sorgfalt der Kompoſition ſein kann. Ich möchte alſo eine Zeichnung geben, die nur den Umriß gibt, die ſich aber nach Möglichkeit aller ſtiliſierenden, retuſchierenden Verſuche enthält. So will ich verſuchen, den Menſchen Goethe in ſeinem Leben hier erſcheinen zu laſſen.

DAS LEBEN GOETHES

KINDHEIT

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. Auguſt 1749 in Frankfurt a. M. geboren. Es iſt oft geſagt worden, wie gegenſätzliche Elemente in ihn gelegt worden ſind von den beiden *Eltern* her. Schon die Ahnen waren von väterlicher Seite Handwerker, Bäcker, Schneider, leidlich wohlgeſtellte Gaſtwirte, die mütterlichen aber ſtudierte Leute, Juriſten und Ratsherren. Im Vater Goethes ſcheinen im engen Sinne männliche Eigenſchaften aufs höchſte konzentriert: eine gegen ſich und die Welt harte, verſchloſſene, verbitterte Natur, ein ſcharf beobachtender, ordnender, innerlich ſtrebſamer Menſch von unterdrückter Leidenſchaft und von außerordentlichem Orientierungs- und Bildungstrieb. Und ihm gegenüber eine im innerſten Sinne weibliche Natur wie die ſehr viel jüngere Mutter, die eine ganz ſeltene Menge von phantaſtiſchem Spieltrieb, von unmittelbarer Lebensfreude und Seelenſpannkraft in ſich beherbergt. Und es hat außer dieſem Gegenſatz auf Goethes Bildung von vornherein gewirkt das zwieſpältige *Weſen der Stadt und der Zeit*, in der er aufwächſt: Denn dieſe Stadt, die die Hauptſtadt des Deutſchen Reiches jahrhundertelang in manchem Sinne geweſen war und eigentlich noch dafür gelten konnte, ſie war voller Spuren deutſchen

Mittelalters. Sie hatte den Saal der Kaiſerkrönung, und ſah zu Goethes Jugendzeit noch ſolch ein Feſt in ihren Mauern, ſie hatte die großen Kathedralen in ihrer Mitte und die dunkle Judenſtadt am Rande, und hegte noch hundert ſteinerne Zeugen ſolchen eigentlich ſchon vergangenen religiöſen Lebens, ſolch phantaſtiſch gefühlvoller Zeit. Demgegenüber wirkte auf den vom Bildungseifer des Vaters angetriebenen Knaben die ganze Kultur der Aufklärung, ihre durch keine Gefühlserſchütterung getrübte Herrſchaft des Verſtandes, ihre ungebunden ſkeptiſche Vielwiſſerei.

Was dieſes Doppelſpiel der Kräfte zunächſt bewirkt hat, und in welcher Art keimende Menſchlichkeit ſich im Knaben ankündete, darüber wiſſen wir nichts Sicheres, darüber haben wir nur Legenden, teils von Goethe ſelber im Alter gedichtet, teils aus noch unzuverläſſigerer Quelle ſtammend. Wirklich beweiskräftige Zeugniſſe fehlen, und ſo hat es nicht viel Zweck, ſich in Phantaſien über das Goetheſche Knabenleben zu verlieren. Daß ein Kind von ungewöhnlicher geiſtiger und wohl auch ſeeliſcher Aufnahmefähigkeit da war, iſt gewiß, in welcher Art aber die Verarbeitung des Stoffes ſchon damals anhob, wiſſen wir nicht.

VOR DEM ICH

In dem Augenblick aber, wo der Knabe als junger Mann in die Welt hinaus ging, wo er mit sechzehn Jahren nach Leipzig an die Universität entlassen wurde, an diese aufgeklärteste, die modernste Universität Deutschlands — die französischste! denn die Aufklärung kommt vom Westen —, da wird durch mannigfache eigne Äußerungen und fremde Zeugnisse klar, welches Element bei ihm gesiegt hat, welches in seinem Bewußtsein, in seiner Lebensführung zunächst entscheidend ist: Goethe ist geradezu der Typus eines aufgeklärten Rokokojünglings in allem, was er beginnt und zeigt. Er ist blasiert, ironisch, skeptisch gegen alles und gegen jedermann. Er ist modebeflissen bis ins äußerste, er tritt so auf, daß jemand von ihm schreibt: »Er ist . . . ein Stutzer und . . . mehr lächerlich als angenehm.« Er steht zu den tieferen Fragen des Glaubens weder kalt noch warm. Er schreibt an seine ein Jahr jüngere Schwester unglaublich hochnäsige, afterkluge Briefe in allen Versmaßen und allen Sprachen, um zu zeigen, daß ihm nichts auf der Welt Schwierigkeiten macht. Er treibt alles mögliche, und — er langweilt sich dabei. Und das ist das Entscheidende! Wir haben hier in der ersten Zeit des Goetheschen Lebens zugleich die einzige, in der er sich »langweilt«, in der er »Zerstreuung« sucht, in der er — man kann

es ruhig ſagen — ein Philiſter iſt. Es iſt die innerliche Armut, die nicht weiß, wie ſie ihre Zeit füllen ſoll, wenn er ſchreibt, er ſei unſchlüſſig, ob er da oder dort hingehen ſolle: »Geſchwind, ich will würfeln« . . .

Wenn Leſſing nach Leipzig kommt, ſo ſetzt dieſer alberne Burſche einen Ehrgeiz darein, ihm aus dem Weg zu gehen. Und er bringt es wirklich fertig, daß ſein größter Zeitgenoſſe für immer an ihm vorbeigeht. Dieſer Goethe macht auch Verſe, und dieſe Verſe, von denen ein erheblicher Teil leider in ſeine Werke übergegangen iſt, ſie ſind einfach widerlich. Sie ſind geiſtlos ſchlüpfriges Rokoko — kaltwitzige Spielerei mit den großen Kräften des Lebens. Wenn er einmal von ſeiner Liebespoeſie dichtet:

> »Du fragſt mich, was das ſei — Lieb oder Langeweile — ach, es ſind alle zwei!«

ſo trifft er den Nagel auf den Kopf, es iſt die Liebe aus Langeweile, es iſt die erotiſche Senſation aus bloßem Zeitvertreib. So braucht, mißbraucht der Philiſter das Leben, wo es am ſtärkſten iſt, wo es am heiligſten ſein ſollte.

Hier und hier zum erſten und letzten Male in ſeiner Lebensgeſchichte, tritt Goethe willkürlich, tritt er ſpieleriſch, andachtslos an die Natur heran, um ſie ſich zurechtzumachen. Und wenn er ſpäter ſagt:

> »Ich habe die Natur niemals poetiſcher Zwecke wegen betrachtet«,

ſo denkt er freilich nicht an dieſe erſte Zeit. Denn da betrachtet er die Natur »poetiſcher Zwecke« wegen, und da können ſich Greuel ereignen wie dieſe gereimten Lebemannsregeln eines Achtzehnjährigen:

»Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Tiere,
Der Mensch allein verfeinert sie,
Laß dich die Lehren nicht verdrießen,
Sie hindern dich nicht am Genuß,
Sie lehren dich, wie man genießen
Und Wollust würdig fühlen muß.
— — — — — — — — — — —

Empfinde, Jüngling, und dann wähle,
Ein Mädchen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt wie ich!
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.«

Es ist, um den richtigen Ausgangspunkt zu gewinnen, unbedingt nötig, sich nicht zu verhehlen, daß diese Verse nicht nur ästhetisch wertlos, sondern auch menschlich minderwertig sind: Zeugnisse einer verantwortungslosen und echter Empfindung baren Gesinnung. Sie ist natürlich — sonst wäre der Fall ja hoffnungslos! — nicht die persönliche Gesinnung des Knaben Goethe, es ist der Zeitgeist, der das Leben und die Natur so als gesellschaftliches Spielzeug behandelt. Aber dieser Zeitgeist beherrscht ihn ganz — scheinbar. Denn wenn der Schreiber dieser Verse wirklich der ganze Goethe gewesen wäre, so hätte es eben niemals »Goethe« werden können. Es muß etwas in ihm gegeben haben, was in diesem Gesellschaftstreiben, in diesen Verschen und Briefchen nicht zum Ausdruck kam, und

es wäre ein ungeheures Mißgeschick, wenn sich davon keine Spuren erhalten hätten. Die haben sich aber erhalten, und in ihnen zeigt sich uns heute zuerst das Individuum »Goethe« — der Mensch, der eigentliche Goethe, der für die große Mehrzahl der Zeitgenossen erst einige Jahre später sichtbar wurde. Er ist schon in Leipzig da, aber was ihm fehlt, ist der Mut zu sich selbst. Er glaubt, der Mensch müsse so sein, wie der Zeitgeschmack es vorschreibt, und er bemüht sich, an modischer Eleganz wie an modischer Skepsis und Laszivität alle zu übertrumpfen. Dabei hat er in sich Leidenschaft, die ingrimmig Ernst macht mit dem Leben!

Er liebt damals ein Mädchen, und zwischen ihr und ihm gibt es eine endlose Kette von Mißverständnissen der Eifersucht. Über dieses Erlebnis schreibt er Briefe an einen Freund, den er auch schon recht besonders wählt: nicht aus der leichtsinnigen eleganten Jugend, — an den grimmig gescheiten Sonderling Behrisch, einen wesentlich älteren Mann, den er als Hofmeister in Leipzig kennen gelernt hatte, schreibt er Briefe, die so lauten:

> »Noch so eine Nacht wie diese, und ich komme für alle meine Sünden nicht in die Hölle . . . Ha Behrisch! das ist einer von den Augenblicken! Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen Deine Arme . . . Alles Vergnügen liegt in uns! Wir sind unsere eigenen Teufel. Wir vertreiben uns aus unserem Paradiese . . .«

Nun, das sind ja ganz andere Klänge, als in den Goetheschen Versen von damals laut wurden, da ist eine Ahnung von der inneren Wichtigkeit des äußeren Erlebens, ein Gefühl von dem Ernst, den die Natur beanspruchen kann, eine Kraft des Herzens, von der

in ſeinen Verſen auch nicht der geringſte Widerhall laut geworden war. Dieſe Proſa pulſt in einem perſönlichen Rhythmus, der ſeinen glatten Gedichten ganz fremd iſt. Hier iſt Beben und Ringen. — Dieſer Zuſtand aber, in dem ihn eine Leidenſchaft durchwühlt, zu der er ſich gar kein Recht bisher zugeſprochen hat, und von deren Größe er ſich gar keine Rechenſchaft abzulegen wagt — dieſer Zuſtand entladungsloſer Spannung führt ihn in eine Kriſis, die nun ſofort körperliche Geſtalt annimmt. Denn für Goethe hat die Natur eben »weder Kern noch Schale«, er hat beinahe nie eine Kriſe ſeines Lebens erlebt, ohne zugleich körperlich ſchwer erſchüttert zu werden. Er iſt viermal ſehr ernſt krank geweſen, und dieſe Krankheiten waren jedesmal entſcheidende Wendepunkte ſeiner Biographie. Er ſchreibt an Behriſch: »Ich gehe nun täglich mehr bergunter. Drei Monate, Behriſch, und danach iſt's aus.«

Es hat aber wirklich nach dieſem Briefe nur noch zwei Monate gedauert, bis er einen Blutſturz bekam. Krank, zerriſſen, elend kehrte er nach Frankfurt zurück. — Dann hat er dort ein Jahr weiterer Leiden zugebracht. Und aus dieſer Krankheit hervorgegangen iſt er als ein befreiter Menſch, als ein Menſch, der offen geworden war für die Natur, der das Eingemauertſein durch eine ihm ſeelenfremde, aber bislang übermächtige Kultur nicht mehr tragen mochte. Er wacht auf aus ſeiner Krankheit und aus ſeiner blaſierten Gebundenheit: er ſitzt allein in ſeinem Dachſtübchen, ſitzt bei frommen Büchern und alchimiſtiſchen Experimenten und ſchreibt: »Wie ich in munterer Geſellſchaft war, war ich verdrießlich. Jetzt bin ich von aller Welt verlaſſen und bin luſtig.«

ERWACHEN

Und in dieſer Verfaſſung kommt nun der Geneſende an eine andere, an eine ſüdweſtliche Univerſität, kommt nach Straßburg. Und da beginnt er nun ſofort mit jener programmatiſchen Deutlichkeit ſeine Tage zu ordnen, beginnt mit jener einzigen Syntheſe von dumpfer Getriebenheit und klarſter Bewußtheit, die fortan den Lauf dieſes Lebens kennzeichnet. Da beginnt ſein eigentliches Werden. Aus den erſten Straßburger Tagen ſtammt ein Brief, in dem es heißt:

»Die Mittelſtraße zu treffen, wollen wir nicht verlangen, ſolange wir jung ſind. Die Sachen anzuſehen, ſo gut wir können . . . und keinen Tag ohne etwas zu ſammeln vorbeigehen laſſen, dabei müſſen wir nichts ſein, ſondern alles werden wollen, und beſonders nicht öfter ſtilleſtehen, als die Notdurft eines müden Geiſts und Körpers es fordert.«

Das iſt im einundzwanzigſten Jahr geſchrieben und enthält eigentlich das ganze Lebensprogramm, wie es ſich bis zur Formung im zweiten Fauſt nicht mehr geändert hat: »Die Sachen anzuſehen ſo gut wir können — ſammeln — nichts ſein, alles werden wollen . . .« Er hat ſein ganzes Leben überhaupt nichts mehr zu tun gehabt, als auszuführen, was hier richtunggebend in den erſten wachen Augenblicken dieſes Lebens ausgeſprochen wurde.



1765

Und nun beginnt er ein geradezu phantaſtiſches Training ſeiner Geſundheit. Er will »bereit ſein« und ſich deshalb zuerſt ſeine ſchlechten Nerven abgewöhnen. Er geht im Marſchſchritt neben der Trommel her, um keinen Lärm mehr zu ſcheuen, klettert auf die höchſte Münſterſpitze, um ſich ſchwindelfrei zu machen, geht in die Anatomie, wo die Leichen am grausligſten ſind, um ſich vor jedem Schauder in die Gewalt zu kriegen. Durch keine bloß körperliche Schwäche will er von irgendeiner Erlebnisform ausgeſchloſſen ſein. — Und nun kommt das Schickſal ihm entgegen: es kommt der Menſch, der einzige Mann in Deutſchland, der ihm das geben konnte, was er am notwendigſten brauchte: das Gefühl ſeines Rechts — des Rechts, zu ſein, wie er war! Es kommt, der ihm die neue Weltform anbietet, die Form des Gefühls, der Leidenſchaft, es kommt, der ihn vom Zwange des Rokoko erlöſt und zu ſich ſelbſt bringt — es kommt zu ihm Herder.

Herder, Hamanns, des nordiſchen Magus Sendbote an die deutſche Jugend, Herder, der Lehrer des ſchöpferiſchen Gefühls, des verſtandüberlegenen Genies, des aller Bildung überlegenen Volkstums — Herder weilt einer Augenoperation wegen in Straßburg, und Goethe trifft ihn auf einer Gaſthaustreppe, ſitzt einige Wochen bei ihm und ſaugt dieſe Seele in ſich hinein. Und nun erwacht er zu ſich ſelbſt. Jetzt entdeckt er das Recht zu ſeiner Welt. Jetzt fühlt er, was er iſt: »Daß du alles aus dir ſelbſt erzieleſt!« — Er fühlt, was ſein iſt: alles, was »ſeine Wirkſamkeit erfüllt«. Das iſt der neue Boden, auf den er ſich zu ſtellen vermag. Und des Prometheus göttertrotzendes Wort: »So bin ich ewig, denn ich bin,« wird letzter

Trumpf des neuen Gefühls, das sich dem Anspruch der abgezirkelten Vernunftwelt entgegenwirft. Mut so hohen Glaubens, das ist es, was Herder ihm gibt. Und Herder führt ihn zu den großen Vorbildern der reinen Gefühlswelt: zu Homer und Shakespeare. Und Goethe ergriff die Hand dieser Gewaltigen mit dem Gefühl der Verwandtschaft, in seiner ersten brausenden Shakespeare-Rede steht der Satz: »Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.« — Und so offenbart Straßburgs wild erhabenes gotisches Münster, das er jetzt als »deutsche Baukunst« preist, seinem verwandten Geiste so deutlich den alten Bauplan, daß später die Dokumente ihn nur bestätigen können. — All dies von Herder entfesselte Erlebnis gibt ihm das eine: die entscheidende Bejahung seines Ich, das tiefste Gefühl seines gerechtfertigten Daseins. Und er ergreift diesen Mann, ringt um diese wunderlich verhaltene, oft böse, in ihrer kritischen Genialität verstockte reiche Seele mit einer Inbrunst, wie er nie wieder in seinem Leben um einen Menschen ringt. Er fühlt, was er ihm schuldig ist!

Und zu gleicher Zeit wird ihm das andere, was er, um ins Werden zu kommen, um aus doppeltem Keimblatt Blüte zu treiben, mit gleicher Notwendigkeit braucht: die entscheidende Erschütterung seines Ich — die erste große Lehre über die Gefahr, über die Verantwortlichkeit, über das unentwirrbare Problem, das mit diesem Recht zu sein in jeden Menschen gesenkt ist. Goethe erlebt nun eine neue große erotische Erschütterung in seiner Liebe zu Friederike Brion, Pfarrerstochter von Sesenheim. Statt Stoff für lüstern galante Reime ist Liebe

nun ein Schlüſſel zur ganzen Welt. Alle Pforten ſpringen auf:

O Lieb, o Liebe,
ſo golden ſchön,
wie Morgenwolken
auf jenen Höh'n!

Du ſegneſt herrlich
das friſche Feld
im Blütendampfe
die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge,
wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft,
Und Morgenblumen
den Himmelsduft.

Das Brauſen der ganzen Schöpfung dröhnt jetzt durch ſeine Verſe. Das Eigenſte wird »welt«bedeutend. Alle Konvention verſinkt. — Friederike wird von ihm geliebt mit dem ganzen Bewußtſein ſeines freigewordenen, ſeines wachen Selbſt — Und dieſes Selbſt iſt es, welches auf der Höhe dieſes Verhältniſſes die Beziehung abbricht — und flieht.

Und damit bekommen wir zum erſtenmal den großen Typus der Goetheſchen Lebensgeſtaltung in die Hand, der ſich nun immer wiederholt. Wenn die Mohammedaner ihre heilige Zeitrechnung führen nach der Flucht ihres Propheten, ſo können wir Goethes Leben uns nicht beſſer gegliedert denken als nach den Jahren ſeiner »Flucht«. An jedem Einſchnitt dieſes aufs heldenhafteſte mit dem klarſten Zielwillen geführten Lebens — an jedem Einſchnitt ſteht eine Flucht! Flucht vor irgendeinem Glück, vor einer Verſtrickung, vor irgendeinem bindenden Stück Welt. Die erſte große entſcheidende Flucht war die aus Seſenheim, war die von Friederike.

Goethe hat uns ſelbſt geſagt: »Ich verließ ſie in einem Augenblicke, wo es ſie faſt das Leben koſtete.«

Und ohne zu wiſſen, was alles ſich in dieſen Worten verbergen mag, müſſen wir ihre ungeheure Schwere wohl glauben. Er ging dennoch. Er mußte gehen. Und kein äußerer Grund, den man für dieſen Ent-ſchluß nennen kann, kann mehr zu ſein beanſpruchen als bloßes Anzeichen jener innerſten Notwendigkeit, die hier zum erſtenmal tragiſch ſichtbar das Leben Goethes formt. Eros, der Unbeſiegte in allen Schlachten, iſt wohl auch der gewaltigſte Beweger dieſer Exiſtenz. Er iſt es, der immer wieder die tödlich verdumpfende, philiſtröſe, unreligiöſe Scheidewand von Leib und Seele einreißt, der die geheimnisvoll brauſende, allumfaſſende, allmächtige Einheit des Lebens ins Gefühl hebt. Aber auch dieſer höchſte Beweger darf nicht der Herr dieſes Lebens werden. Es dient einem größeren Herrn: einem erſt dumpfen, dann immer bewußteren *Willen zur größtmöglichen Fruchtbarkeit*, zur alles um-faſſenden Entfaltung. Zur Ganzheit des Lebens aber gehören, wie die furchtbar und fruchtbar chaotiſchen, allvereinenden Kräfte der Liebe die trennenden, ord-nenden, bauenden des nüchternen Selbſtgefühls. Auch die Stunde dieſer Kräfte will immer wiederkommen. Und ſowenig wie jede Leidenſchaft ihrer innerſten ſchöpferiſchen Natur nach dauern darf, ſowenig darf ſie dauernd an den Menſchen feſſeln, deſſen Geſtalt, als zauberiſches Sinnbild der geliebten Welt, ſie einſt entfeſſelte. Die Fähigkeit zu völlig raſtloſer Fort-bewegung offenbart ſich ſchnell als die unerläßlichſte, aus jeder neuen Verſtrickung neu zu erkämpfende Notwendigkeit der Goetheſchen Natur. Keine Einzel-erſcheinung darf mehr werden als Gleichnis jener er-habenen Ganzheit, die es zu faſſen gilt. »Ich bin nur

durch die Welt gerannt.« Was mehr fordert, was mit seiner Einzelerscheinung, was als Selbstwert Goethe, den Menschen, den Lebendigen zum Verweilen lockt, ihn an Werte schönen Augenblicks fesseln will, das bedroht ihn mit Untreue gegen seine innerste Sendung, das »bereitet ihn zur Hölle«. Es droht ihm Sorge, die er stets als seine größte eigentliche Feindin erkannt hat: »sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen, als Feuer, Wasser, Dolch und Gift«. Ihr aber entschreitet er — »im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, Er, unbefriedigt jeden Augenblick«.

Das hohe Gesetz solchen Lebens, das nur im Gleichnis wirkt und webt — nicht mehr ein künstlerisches, als ein religiöses oder schlechthin geistiges Leben zu nennen —, dies Gesetz führt seinen Träger immer wieder zu schmerzhafter Berührung mit anderen Menschen, deren Bewegungsgesetz minder rastlos, minder schnell oder jedenfalls in anderem Takt verläuft. Die erotische Notwendigkeit zieht diese Menschen heran, die weiterschreitende stößt sie ab. Zog Liebe sie in jene Nähe, die wahre Verwachsenheit bedeutet, so ist Losreißen tödliche Verletzung des anderen, und ein tragisches Schuldgefühl ist für den nach schnellerem Gesetz Bewegten die Folge. Ein tragisches — denn es geschieht nichts, was auch hätte unterbleiben können. Die Moral, die den Bequemen und Trägen der Seele mit Recht schilt, hat hier nichts zu sagen. Aber ein Schuld-Gefühl. Denn Notwendigkeit und Recht zu solchem Weltdurchrennen hat niemals der kaltspielende Abenteurer, sondern nur der, dem jedes Stückchen dieser Welt unendlich teuer und liebenswert

ist, und der deshalb vollends mit einem so sinnbildlich starken, persönlich nahen Stück der Welt, wie der geliebte Mensch es ist, leben und leiden muß! Dies Gefühl der tragischen Schuld, die größte aller negativen Erschütterungen, die dem Menschen zukommen kann, es wird dem jungen Goethe als letzter Weckruf des Erwachens hier in Straßburg zuteil. Hier hat er offenbar einmal einen Menschen in solche Nähe des eigenen Ichs gezogen, daß ihn wieder zu entfernen Lebensgefahr für jenen und tödliche Schuld für ihn selber bedeuten mußte. Einmal. Denn diese Erschütterung haftet fortan so tief am innersten Nerv der Goetheschen Existenz, daß er von der dauernden Furcht beherrscht bleibt, ein solches Erlebnis könne sich wiederholen. Bei jeder künftigen Begegnung ist Goethe früher geflohen, und der Schmerz, den er trug, war der des Entsagenden, nicht der des Schuldigen. Mit dieser einen Schuld aber rang er sein ganzes langes, unendlich bewegendes Leben lang. Wenn er später einmal sagt, er könne keine Tragödie schreiben und sei überzeugt, schon der Versuch dazu müßte seine ganze Existenz zerstören, so ist offenbar, daß in solchem tiefsten Schauder der Mensch nur von Dingen sprechen kann, die er einmal erfahren hat. Und tatsächlich vergißt Goethe, daß er eine Tragödie, seine Tragödie von Sesenheim geschrieben hat: die Gretchen-Tragödie des »Faust« (mit ihren vielen schwächeren Variationen im Götz, im Clavigo und anderwärts). Und wenn nach zwei Menschenaltern Faust sein ganzes Leben durchgestürmt hat und nun von den Engeln in den Himmel emporgetragen wird, so werden nach mehr als einem halben Jahrhundert

die heiligen Büßerinnen noch immer singen von der »guten Seele, die sich einmal nur vergessen«. Und eine der Büßerinnen, »sonst Gretchen genannt«, wird ihn empfangen und zur letzten, höchsten Sphäre emporheben — sie, die dieser zartesten aller wissenden Seelen, diesem empfindlichsten aller freien Gewissen, die größte, die unvergänglichste Erschütterung gebracht hat, die furchtbarste und fruchtbarste: die tragische.

DER JÜNGLING

So iſt Goethe in Straßburg der höchſten Kräfte, der tiefſten Gefahren eines zum eigenen Schickſal entſchloſſenen, dem eigenen Geſetz geweihten Ich bewußt geworden. Er iſt erwacht. Sein Ich iſt »fertig« in dem Sinne, daß es nun erſt beginnen kann, der Grund iſt jetzt gereinigt und befeſtigt, auf dem der Bau des Goetheſchen Lebens aufgeführt werden ſoll. Nach Frankfurt zurück kehrt im endenden Jahre 1771 ein Jüngling, der begehrt von den Göttern »alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen *ganz*«. — Was *tut* Goethe in Frankfurt? Dem Namen nach iſt er, der ja in Straßburg ein juriſtiſches Examen fertiggemacht hat, ein Rechtsanwalt, aber er ſagt ſelber: »Meine Praxis kann auch wohl in Nebenſtunden beſtritten werden«, und auch da beſtreitet ſie meiſtens der Vater und ein tüchtiger Bureauvorſteher. In Wahrheit war Goethes Leben damals durch keinerlei äußeren Beruf beſtimmt. Es ging auf in der Pflege der eigenen Seele, die ſich nun ungeſtüm entfalten wollte:

»Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär —
Allen Sonnenſchein und alle Bäume,
Alles Meergeſtad und alle Träume
In dein Herz zu ſammeln miteinander —«

Es geht hin im Takte seines Sturmliedes: »Wen du nicht verläßest, Genius.« Und der Genius gab ihm ein erstes Gedicht, das mit Shakespearescher Freiheit der Gebärde und liebevollstem Erfassen deutschmittelalterlicher Welt den großen, edlen Mann hinstellt, den ein erbärmliches Jahrhundert von sich stößt: »Götz von Berlichingen« erscheint und wird in seiner trotzig schwärmenden Kraft zum mindesten von der gleichgesinnten Jugend geliebt und geehrt. Friedrich von Preußen freilich, der große Mann der deutschen Aufklärung, urteilt: »Eine abscheuliche Nachahmung dieser widerlichen Stücke Shakespeares.« — Der junge Rechtsanwalt Goethe aber geht nach Wetzlar, er soll dort am Kammergericht seine juristische Bildung vervollkommnen. Er betritt das Gebäude kaum, er lauscht seinem Genius, er lebt in sich hinein. »Er haßt den Skeptizismus, strebt nach Wahrheit ... Er geht nicht in die Kirche, betet auch selten ... Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand ... er ist ein sehr merkwürdiger Mensch.« So schildert ihn der Legationsrat Kestner, der Bräutigam der Charlotte Buff. Durch dieses Mädchen erwacht der Sturm der Liebesleidenschaft in der sturmoffenen Seele des jungen Goethe von neuem. Und nach wenigen Wochen ist es so weit, wie Lotte es ausdrückt: »Er fing an einzusehen, daß er zu seiner Ruhe Gewalt gebrauchen müsse.« Diese Gewalt heißt abermals Flucht, aber es ist nun und zukünftig eher die Flucht vor einer Schuld, denn in einer Schuld. So flattert im Sommer 1772 ein letzter Wetzlarer Brief zu den beiden.

»Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen ... Ich war sehr gefaßt, aber Eurer Gespräch hat mich auseinander-

gerissen... Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten... Das ist nun so und mein Schicksal... Adieu, tausendmal adieu. Goethe.«

Man halte diese Klänge im Ohr. Nach mehr als vier Jahrzehnten wird Goethe wieder jung sein, und sie werden just so wieder ertönen — so, bis zur Wahl des Wortes, bis zum Rhythmus des Satzes so. Dieser letzte Wetzlarer Brief ist der erste einer langen, leidenschaftlichen Reihe, die nun von Frankfurt zu den beiden geht. Und wenn anderthalb Jahre seit jenem herzzerreißenden Abschied vergangen sind, wenn die Nachricht vom Liebesselbstmord eines gemeinsamen Wetzlarer Bekannten Goethe getroffen, wenn schon eine neue eigene erotische Erschütterung — die kurze, heftige, brüsk abgerissene Leidenschaft zu der jungen Frau des alten Frankfurter Kaufmanns Brentano — durch Goethes Leben hingegangen ist . . . dann werden diese Briefe plötzlich zusammenschießen zu einem Werk, werden Form und Folge und Gestaltung hervorbringen. Und die »Leiden des jungen Werthers« sind da. Und die Zeit schreit auf, im Innersten getroffen. Die grenzenlose, die tödliche Schwärmerei der Seele, die nichts kennen will als ihre eigene Sehnsucht, riß ein ganzes Geschlecht in wilde Verzückung. Dies Buch wurde verbreitet von Amerika bis nach Rußland, von Schottland bis nach China, und der Verfasser des Werther war plötzlich einer der berühmtesten, gefeiertsten Menschen der Zeit.

Und mit doppelter Kraft brauste nun Goethe dahin auf den hohen Wogen seines Ruhms, mehr Welt bot sich ihm an, und mehr riß er heran zur Nahrung seiner Unersättlichkeit. In ihm war mehr

als Werthers tödlich träumende Schwärmerei. Die wüſt-ſinnliche Derbheit von »Hanswurſts Hochzeit« iſt faſt gleichzeitig mit dieſem zarteſten der Bücher entſtanden, neben dem »Prometheus«, der aus dem eigenen Machtgefühl ſeines ewigen Seins ein Geſchlecht ſchafft, das ihm gleich ſei, entſteht der »Satyros«, der den Überſchwang kulturloſer Naturgenies grotesk verhöhnt. Die Zeit der großen dramatiſchen Entwürfe und Fragmente hebt an, und in der Kampfluſt dieſer ſtolzen Jugend ſteht Goethe einmal der dramatiſchen Form zu innerſt nahe. Und das Theater, dieſe wunderbar ſinnliche Verkürzung der Welt, dies üppigſte und doch durchſchaubarſte Gleichnis des Lebens, lockte ihn ſchon lange und wird ihm noch lange unendlicher Liebe und Arbeit wert bleiben. Vielleicht ſind jetzt ſchon die Anfänge von »Wilhelm Meiſters theatraliſcher Sendung« entſtanden und ganz beſtimmt die älteſten Stücke des »Fauſt«. Die Sehnſucht nach einem Gefühl, das »ewig ſein muß, ewig«, ſchreit auf in erſten Monologen und gibt der Gretchen-Tragödie ihre furchtbar erſchütternde Form. Zugleich füllt die kriegeriſche Laune des ſtrahlenden Selbſtgefühls prachtvoll praſſelnde Verſe, Invektiven gegen Philiſter und Narren nach allen Seiten.

Alles iſt noch in Gärung, nichts iſt fertig. Aufs ernſtlichſte zweifelt der berühmte Dichter noch, ob er nicht eigentlich zur bildenden Kunſt berufen und ein Maler ſei. Lange täuſcht ihn die leidenſchaftliche Stärke des Auges, des für ſeine Weltaufnahme bevorzugten Sinnes darüber, daß die bildende Kraft ſeines Geiſtes an ein minder ruhendes Material, an das immer bewegte, einer nie erreichten Erfüllung zuſtrebende Wort

gebunden iſt. Ein triviales Skizzenblatt, auf dem die Schweſter und ein paar Freundinnen mit normaler Geſchicklichkeit abgezeichnet ſind, enthält auf der Rückſeite das prometheiſch-donnernde Wortgebild:

> Wer half mir gegen der Titanen Übermut?
> Wer rettete vom Tode mich,
> Von Sklaverei?
> Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
> Heilig glühend Herz?

Mit dem ganzen ſorgenvollen Eifer des Unbegnadeten ſchreibt er: »Heut ſchlägt mir das Herz, ich werde heute nachmittag zuerſt den Ölpinſel in die Hand nehmen,« aber wie der Dichter damals ſchuf, das hat er uns berichtet:

> Um Mitternacht wohl fang' ich an,
> Spring aus dem Bette wie ein Toller,
> Nie war mein Buſen ſeelevoller,
> Zu ſingen den gereiſten Mann,
> Der Wunder ohne Zahl geſehn,
> Die, trutz der Läſtrer Kinderſpotte,
> In unſrem unbegriffnen Gotte
> Per omnia tempora in einem Punkt geſchehn.
> Und hab' ich gleich die Gabe nicht
> Von wohlgeſchliffnen leichten Reimen,
> So darf ich doch mich nicht verſäumen,
> Denn es iſt Drang, und ſo iſt's Pflicht.
> Und wie ich dich, geliebter Leſer, kenne –
> Den ich von Herzen Bruder nenne –
> Willſt gern vom Fleck und biſt ſo faul,
> Nimmſt wohl auch einen Ludergaul,
> Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
> Ergreif wohl einen Beſenſtiel.
> Drum hör' es denn, wenn dir's beliebt,
> So kauderwelſch, wie mir der Geiſt es gibt.

Dieſer Jüngling, in allen ſicheren Stunden vom Sturm ſeines Genius hingetragen, herbrauſend unter der Flagge, auf der das Wort Fauſts geſchrieben ſtand: »Gefühl iſt alles!« — er war das Entzücken der Zeitgenoſſen. In leidenſchaftlichen Freundſchaften — perſönlichen und brieflichen — umfängt Goethe die Beſten dieſer empfindſamen, dieſer wild ſeligen Generation und zieht ſie zu trautem »Du« an ſeine Bruſt.

> »Unſere Stimmen ſind ſich oft begegnet und unſere Herzen auch. Iſt nicht das Leben kurz und öde genug? Sollen die ſich nicht anfallen, deren Weg miteinander geht?«

So der Dichter des »Götz« an Bürger, den Sänger der »Leonore«. Und leidenſchaftliche Huldigung tönt ihm von allen Seiten zurück. Der empfindſame Lavater ruft: »Du würdeſt ihn vergöttern. Er iſt der furchtbarſte und der liebenswürdigſte Menſch.« Aber auch der härtere Klinger (deſſen Drama »Sturm und Drang« der Epoche den Namen gegeben hat) ruft aus: »Die Nachkommen werden ſtaunen, daß je ſo ein Menſch war.« Und den unwiderſtehlichen Zauber Jung-Goetheſchen Weſens hat ganz kurze Zeit ſpäter am hinreißendſten jener Wieland geſchildert, deſſen ſchwächlich-galanten, dem alten Rokoko verhafteten Begriff von »Göttern und Helden« Goethe eben noch in der üppigſten Polemik ſeiner Jugend verhöhnt hatte. So malt Wieland (1775) des jungen Goethe Bildnis:

> Auf einmal ſtand in unſrer Mitten
> Ein Zaubrer! — Aber, denke nicht,
> Er kam mit unglückſchwangerm Geſicht
> Auf einem Drachen angeritten!

Ein ſchöner Hexenmeiſter es war,
Mit einem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geiſterkönig, daher,
Und niemand fragte, wer iſt denn der?
Wir fühlten beim erſten Blick, 's war er?
Wir fühlten's mit allen unſeren Sinnen,
Durch alle unſre Adern rinnen.
So hat ſich nie in Gotteswelt
Ein Menſchenſohn uns dargeſtellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menſchheit ſo in ſich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken ſo ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Laſt,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Weſen ſich gräbt,
Und doch ſo innig im Ganzen lebt!
Das laß mir einen Zaubrer ſein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verſchwunden
Und wieder Augenblicke, ſo reich!
Am inneren Werte Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unſern Seelen?
Wer ſchmelzt wie er die Luſt in Schmerz?
Wer kann ſo lieblich ängſten und quälen?
In ſüßern Tränen zerſchmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innerſten Tiefen
Mit ſolch entzückendem Ungeſtüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm
Uns ſelbſt verborgen im Dunkeln ſchliefen?

Dennoch war dieſer hingeriſſene und hinreißende Jüngling nicht glücklich. Und nicht etwa nur fehlte

ihm jenes im behaglichen Augenblick verweilende Glück des Philisters, das ihm fehlen sollte, auch jene schmerzhaftere Zufriedenheit des in Kampf und Entbehrung bewegten Mannes, der sich doch im Dienst seines Geschicks auf dem rechten Wege zu seinem Werke weiß, auch diese geheimste Sicherheit blieb ihm nicht treu, fing in wachsendem Maße an, seinem Bewußtsein zu fehlen. Dies stolze Ich lauschte allzu wach, allzu unabgelenkt in sich hinein. Der Ton der Welt klang ihm immer fremder und feindlicher im Ohr, im Lärm der Freunde, Gefährten und Gesellschafter tauchen Gefühle bitterer Einsamkeit und Verlassenheit auf. — In dieser Zeit unbedingter Aussprache, wo seine Gedichte meist nur unadressierte Briefe, die Briefe nur adressierte Lyrika sind, zahlreiche Übergänge aber zwischen beiden Formen jeden Unterschied verwischen, da flattert zu einer Freundin der schmerzlichschöne Versbrief:

»Lottchen, wer kennt unsere Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?
Ach, es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' oft so vergebens
Ringsumher und findet alles zu,
So vertaumelt sich der schönste Teil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh,
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog

Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.«

Die Welt, nur vom Gefühl gepackt, nur vom genießenden Künstler bewältigt, nur als Material, nicht als formgebende Kraft des Ich empfunden, sie fängt an, der weiterstrebenden Unrast dieses grenzenlos fühlenden, immer begrenzte Form wollenden Menschen nicht mehr zu genügen. Noch lockt und verwirrt sie immer wieder und setzt noch einmal ihre höchsten Kräfte ein, diesen jungen Goethe »mit Genuß zu betrügen«. Der berühmte Dichter kommt in ein reiches Frankfurter Bürgerhaus und sieht die Tochter des Hauses, Lilli Schönemann. Und es beginnt die größte, die heftigste und schmerzhafteste Liebesleidenschaft des Goetheschen Lebens. Die Sesenheimer Leidenschaft war tragischer in ihrer seelischen Konsequenz, die Marienbader furchtbarer in der gewitterhaften Verdichtung der endenden Kraft, aber die unauslöschliche und unvergeßliche sinnliche Qual dieser Liebe hat nirgends in Goethes Leben sonst ihresgleichen. Und weil wir unsere Liebe nach dem Maße des Leidens zu messen gewohnt sind, das sie uns brachte, hat Goethe gesagt, daß er von allen Frauen Lilli »am meisten geliebt« habe. Denn Lilli war in ihrer ganzen holdseligen Sinnlichkeit, ihrer unschuldigen Weltverstricktheit für Goethe das Fremdeste von allen, das ihm ganz Verwehrte, das ganz auf den Augenblick Gesetzte, wundervoll Umgrenzte. Und wenn jeder, der über sich selbst und die Stunde hinaus Zusammenhang gewinnen, die Schöpfung er-



1774

fahren und neue Erfahrungen schaffen will, wenn jeder so Gestimmte, so Bestimmte ein Asket, ein Entsagender ist, so stand Goethe zu dieser Lilli ganz so, wie die alten Mönche zu der »Frau Welt«. Eben deshalb hat ihn niemand und nichts wieder so tief verlockt, und keinem anderen hat er so qualvoll tief widerstrebt. Vom ersten Augenblick an. Denn in dieser Liebe Goethes — und nur in dieser — war von Anbeginn Kampf, Zweifel und Haß in jede Glücksstunde mit eingeschlossen. Eben deshalb aber wird in dieser Leidenschaft der tiefste Grund seiner Natur aufgewühlt, sein Selbstbewußtsein wächst gewaltig. Die zwei Seelen in seiner Brust sehen sich an und erkennen sich und wachsen in ihrer Erkenntnis:

»Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.«

Was sich später so formuliert, das wird schon jetzt bewußtes Erleben.

Nirgends ist der junge Goethe so vollkommen, so ganz und gar mit Leib und Seele ausgedrückt wie in den Briefen, die er zur Zeit dieser seiner sinnlichsten Leidenschaft an die nie gesehene Seelenfreundin, Auguste von Stolberg, schrieb:

»Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und

Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltisch gehalten wird, der, in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft, ins Konzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt was von dem gehalten werde, was er machte? Weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinn kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.«

Dies ist der Jüngling Goethe im letzten kritischen Stadium seiner ganz dem Selbstgefühl geweihten Epoche. Dies ist die höchste Entfaltung im vollkommensten Widerspruch, hier drängt es zu einem Ausgleich. Die Welt als Verlockung und Genußmittel des Ich bis zum äußersten Schmerz durchempfunden, beginnt feindlich zu werden dem schöpferischen

Genius. Sie muß ihm Feld der Bewährung und bildende Kraft werden, wenn er weiter wachsen soll.

Er kämpft sich von Lilli los. Es kommen Monate der Qual, der Verstricktheit in die Welt, Monate, deren Goethe noch nach fünfzig Jahren nur mit Qual, Scham und Wut gedenken kann, die er dem »Hades« und »Vorhof der Hölle« vergleicht. Nur von Lilli hat er zweimal fliehen müssen: er geht mit den Brüdern Stolberg in die Schweiz, er blickt nach Italien hinüber, das ihn seit langem mit einer Ahnung kampflos in sich ruhender Schönheit lockt — er kehrt wieder um — er sitzt (das einzigemal in seinem Leben ein offiziell verlobter Bräutigam) wieder im glänzenden Frankfurter Kreise Lillis fest, er schreibt an den Freund Merck:

> »Ich bin wieder scheißig gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit, abzudrücken . . .«

Und die neue Gelegenheit kommt. Er geht davon, von einem jungen Fürsten, der den Dichter des »Götz« bewundert, eingeladen. Da der vereinbarte Reisewagen nicht kommt, ist er schon wieder auf dem Wege nach Süden, wird dann doch noch eingeholt — und fährt nach Nordosten. Auf einen abenteuernden Versuch entflieht er im November 1775 Frankfurt und Lilli für immer — nach Weimar.

FRÜHE MANNHEIT

Goethe ging nach Weimar, um Lilli und Frankfurt zu fliehen — ging, weil ihm der junge Herzog, der von ſeinem militäriſchen Begleiter, dem Herrn von Knebel, zu ihm geführt war, gut gefiel — ging, weil er in abenteuernder Laune ein neues Stück Welt verſuchen wollte. Aber er blieb in Weimar fortan 57 Jahre. Weshalb? Was feſſelte ihn, der immerhin ein Großſtädter war, an dieſes damals noch viel kleinere, in jedem Sinne ſehr armſelige Städtchen — in einer Landſchaft, deren beſcheidene Reize der Mainländer erſt ſehr langſam ſchätzen lernte? Der Glanz des Hofes? Ganz gewiß nicht. Er glänzte nicht ſehr, zum mindeſten nicht in Goethes Augen:

»Nach Tiſche gefürſtenkindert. Nachts Ball. War unfähig, die Natur zu fühlen — vier bis fünf Herzöge von Sachſen in einem Zimmer machen auch nicht die beſte Konverſation ... Außer dem Herzog iſt niemand im Werden. Es ſind alles Drechſelpuppen, es fehlt nur noch der Ölanſtrich.«

So heißt es bald in ſeinem Tagebuch. Das bißchen wildfröhliche Welttreiben als Ausklang der Frankfurter Tage, dem in den erſten Weimarer Monaten der herzogliche Name ſoviel Widerhall gab, daß in Deutſchland die wildeſten Gerüchte entſtanden und der feierliche Literaturprieſter Klopſtock einen ermahnenden

Brief zu schicken nötig fand — das bißchen letzter Jugendwildheit war bald verrauscht. Und sonst war wohl Wieland in Weimar, ein sehr kluger und taktvoller Gesellschafter, auch wird Knebel dem Dichter ein guter Freund, und nach geraumer Zeit bringt Goethe auch seinen immer noch umworbenen Herder hierher. Doch das alles ist mehr Folge als Grund seines Bleibens. Aber schon nach vier Monaten schreibt Goethe: »Den Hof hab' ich nun probiert, nun will ich auch das Regiment probieren. Und so immer fort.« »Und so immer fort —« da steht ein erstes Mal am Schlusse eines Goetheschen Briefes jene Wendung, die fortan unter all seinen Briefschlüssen die häufigste werden wird. Ein Gefühl der Kontinuität beginnt, einer großen zusammenhängenden, nicht mehr zu unterbrechenden Arbeit: die Auseinandersetzung mit der Welt! — Der Frankfurter Jüngling, der ganz und gar mit aller Zeit und aller Arbeit sich selber, den Nahrung und Gestaltung heischenden Gefühlen seiner Seele gelebt hatte, war an einem gefährlichen Ende. Er konnte nicht mehr zu der Welt Neigung tragen, die so oft ihn trog. Mit einem mächtigen Entschluß wirft Goethe vor den Augen der verständnislos staunenden Freunde zu neuer »Seefahrt« das Steuer herum. Ferne zeigt sich ein Ziel:

> Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
> Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
> So glaubst du dich schon Übermensch genug,
> Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
> Wieviel bist du von andern unterschieden?
> Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Was ihn in Weimar hält, ist neuer Weltbesitz im prometheischen Sinne: »Was aber ist denn mein? Der

Kreis, den meine Tätigkeit erfüllt.« Nicht als ein Feld neuer Erfahrung, als ein Feld neuer Betätigung hält ihn Weimar feſt. Der kluge Wieland, bisher der geiſtige Mittelpunkt dieſes kleinen Hofes, Wieland, der den berauſchenden Jüngling Goethe mit den oben zitierten Verſen begrüßt, er erkennt auch ſogleich: »Goethe tut nichts halb, wird als Miniſter ſo groß ſein, wie er als Autor war.« Und in der Tat, es geſchieht ſehr Erſtaunliches. Der dichtende Freund des jungen Herzogs, der berühmte Verfaſſer des Werther, er tritt ins Kabinett, er übernimmt bald das Kriegsdepartement, bald die Finanzen, er hat nach wenigen Jahren die ganze Regierungslaſt des Herzogtums auf ſich gehäuft und unterzieht ſich dieſer ungeheuren Arbeit mit Anſpannung all ſeiner Kräfte. Und keineswegs nur im Sinne eines Beamten, der, ſein Penſum aufarbeitend, die Ordnung hält — er will geſtaltend eingreifen, will die Produktivität des Landes heben, den ſozialen Ausgleich fördern, der Verſchwendung der Herrſchenden Einhalt tun. Ein großzügiges Siedlungsprojekt ſtrebt er — wiewohl vergeblich — an. Er arbeitet ſchöpferiſch auch hier. Nicht mehr paſſiv, aufnehmend, genießend — ordnend, ſchaffend, geſtaltend ſoll nun die Welt erfahren werden. Wenn Feuer in Apolda ausbricht, verſengt er in der Löſcharbeit faſt ſein Haar, wenn Jena vom Eisgang bedroht iſt, erſtarrt er faſt im kalten Waſſer, in Ilmenau fährt er ins Bergwerk hinab — mit Feuer, Waſſer, Erde, mit allen Elementen kämpft er für die Menſchen des ihm vertrauten Landes.

Es iſt Keſtner, der ſchickſalvolle Freund der Wertherzeit, an den er jetzt ſchreibt:

»Ich habe so vielerlei von Stund zu Stund, das mich herumwirft. Früher waren es meine eigenen Gefühle.«

Und ein andermal:

»Der Druck der Geschäfte ist sehr schön in der Seele. Wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit. Das Schönste der Gaben wird ihm Ekel.«

Und dasselbe ein drittes Mal an die Eltern zu Hause, die immer noch nicht verstehen, was ihn eigentlich in Weimar hält:

»Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging.«

Die Regierungsgeschäfte, in denen er — wie früher um die Seele Herders — jetzt gleich dem biblischen Jakob um eine gute Feuerlöschordnung »ringt«, in denen er Bergwerke befährt und mit rastloser Sorge Finanzüberschläge macht — sie sind nur die eine Seite seiner Arbeit. Es gilt auch die schwierigen Fäden der Gesellschaft, des in oft gegnerische Kreise geteilten Weimarer Hofes festhalten und führen lernen, und dies wieder ist Mittel für die Bewältigung der anderen Aufgabe, die seiner politischen Sendung Voraussetzung und Ziel zugleich ist: die Bildung des Herzogs, den Goethe liebt, wie er immer Menschen geliebt hat: als ein schönes Stück Natur und als eine bedeutende Aufgabe seiner Seele. Er glaubt — der oben zitierte Satz spricht es aus — an Karl Augusts Werden, und er setzt ihm als Herrscher ein Ziel, das so ziemlich das gleiche ist, das er selber jetzt als Mensch zu erreichen trachtet: »er soll

lernen, von niemandem abzuhängen, weil er gelernt hat, von allen abzuhängen.« Goethe (zu jeder Zeit Kinderfreund, Jugendbildner, Erzieher von Passion) lernt wie viele geniale Menschen am besten im Lehren! — Volle Weltanerkennung soll zu einer Weltbeherrschung, zu einer Freiheit führen, die leidenschaftlichste Selbstbejahung und Weltflucht nie geben konnten.

Feste Schranken, die man um sich zieht, sollen Sicherheit auch nach außen geben. Es beginnt sehr bald in Weimar Goethes bürgerliche Verfestigung. Ein ordnendes Element lag in seiner Natur vom Vater her bereit, das nur auf Entfaltungsmöglichkeit wartete. Jetzt beginnt er ein Haus zu hüten und zu pflegen (es ist lange nur das kleine Gartenhaus am Stern). Er bebaut seinen Garten und ist stolz darauf. Er wirtschaftet, rechnet und spart, er verlangt von zu Haus Geld, um seine neue Existenz selbständig zu begründen, dann bezieht er ein Beamtengehalt und zeigt sich stets fortan als genauer Wirt und klarer Rechner. Und er notiert in sein Tagebuch: »Bestimmtes Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausdehnung.« Ein grundlegender Satz all seines Lebens fortan. Er bestellt in diesen Jahren einmal drei Bücher von der Leipziger Messe zugleich: »Swedenborgs Himmlische Philosophie«, die »Kursächsische Akziseordnung« und »Reichards Gartenschatz«.

Erst unbewußt, dann bewußt ist für Goethe leitend gewesen das Grundgefühl, dem er später Wort geliehen hat: »Ich habe all mein Wirken nur stellvertretend genommen, und es ist mir immer ganz gleich gewesen, ob ich Schüsseln machte oder Töpfe.« Etwas anderes steht im Grunde genommen weder im Ersten noch im



1780

Zweiten Fauſt als Variationen dieſes Satzes. Nur iſt, bei der höchſten Geltung, den dieſe Erkenntnis von der abſoluten Gleichwertigkeit jedes Handelns hat, doch in der begrenzten Welt nicht für jedes Individuum jede Art des Handelns gleich zugänglich und gleich fruchtbar. Auch Goethe mußte, als die Leidenſchaft ſeines Härte, Begrenzung, Entſelbſtung ſuchenden Ich ihn auf die Regierungsgeſchäfte des Herzogtums Weimar warf, in langen, ſchmerzlichen Jahren erfahren, daß er zu den Töpfen der Verwaltungstechnik denn doch nicht in gleichem Sinne berufen ſei wie zu den Schüſſeln der dichtenden Kunſt. Die noch unverebbte Leidenſchaft ſeiner viſionären Jugend und der großgerichtete Ordnungswille ſeiner Mannheit treffen ſich zu einzig großer, unvergleichlich erſchütternder Kraft im Entwurf der »Iphigenie«. Aber die Ausführung ſtockt: »Der König von Tauris ſoll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte,« ſchreibt der Miniſter und Dichter eines Tages. Aber noch lange weigert er ſich, das Unhaltbare dieſes Zuſtandes anzuerkennen. »Meine Schriftſtellerei ſubordiniert ſich dem Leben.« Die Notwendigkeit ſeiner überall aufs Ganze zielenden Natur verlangt auch hier in der Richtung auf völlige Selbſtüberwindung von dem leidenſchaftlichſten aller Jünglinge zunächſt ein Äußerſtes. — Bis in jede Regung des Alltags hinein ſoll planvolle Pflege der eigenen Kräfte an die Stelle ſinnlich freien Triebes treten. Im Tagebuch, mit dem ſein waches Bewußtſein jetzt dem Lauf des Lebens zu folgen beginnt, ſteht eines Tages: »Seit drei Tagen keinen Wein. Wenn ich den Wein abſchaffen könnte, wäre ich glücklich.« Eine Verkennung ſeiner eigenſten Natur, vielleicht nicht geringer

als die »Subordination« des Dichters unter den Staatsmann! Goethes Natur vertrug und brauchte durchaus die sinnliche Pflege durch einen mäßigen Tafelaufwand, und eine tägliche Flasche Rotwein ist noch dem Greis eine durchaus wohltätige Gewohnheit gewesen. In diesem Zeitraum arbeitet aber eine plötzlich übermächtige Vernunft gegen Goethes Natur. Eine äußerste, gewalttätige Spannung beginnt sich über sein Leben zu legen. Den leidend gepreßten, fast düster-reifen Zug, den sein Gesicht damals nach den Büsten Clauers zeigt, ihn gräbt in seine Züge jene Gesinnung, die in dem gefährlich großartigen Wort mündet: »Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert, zu herrschen.« — Kein Zweifel: nach dem fast tödlichen Rausch der Frankfurter Selbsterfüllung war das Pendel dieser Seele kaum minder gefährlich weit nach der entgegengesetzten Seite geschlagen.

Und es gab eine Hand, die es fast unerträglich lange drüben am Pole der Entselbstung, der Entsinnlichung festzuhalten strebte. So tief ist Goethe der sinnliche, der nur von sichtbarer Gestalt geleitete, der erotische Mensch, daß auch der Geist dieser eigentlich auf Abbau des sinnlichen Selbst- und Weltgefühls gestimmten Epoche für ihn in einer erotischen Erfahrung, im Erlebnis einer Frau letzte Wirksamkeit gewinnen muß. Charlotte von Stein war freilich die unsinnlichste, die leidenschaftsloseste, vielleicht sogar die naturloseste Frau, die Goethe je geliebt hat. Die Kühle ihres Temperaments bezeugen eigentlich alle Menschen, die ihr je nahestanden. Und die seelische Enge ihrer Natur beweist wohl die eine Tatsache ausreichend, daß sie den »Egmont« ablehnte, weil für sie Klärchen eine

»Dirne« war. Vielleicht iſt nichts in Goethes Leben ſo ſchwer verſtändlich, wie, daß dieſe Frau — ſieben Jahre älter als er und Mutter von acht Kindern! — mehr als ein Jahrzehnt immer neue Gewalt über ſeine Seele gewonnen hat, daß ſie Empfängerin der ſchönſten Liebesbriefe der Welt wurde, und daß ſie für die Seele des Dichters Sinnbild einer erlöſenden menſchlichen Reinheit ward, die in der »Iphigenie« höchſten Ausdruck fand. Auch dies iſt nur zu verſtehen unter dem leidenſchaftlich arbeitenden Druck des Selbſtüberwindungswillens dieſer Epoche. Aber möglich wurde es nur, weil die im Naturgefühl ſo eng umgrenzte Charlotte dem jungen Frankfurter Genie als eine Meiſterin aller Kulturformen entgegentrat, weil von ihr »eine Stille und Beſtimmtheit in Leben und Handeln« ausging, die dem maßlos Schweifenden eben jetzt als Ideal erſchien. Und juſt weil das Verhältnis, das ſich zwiſchen ihm und der Frau des Oberſtallmeiſters von Stein nun anſpann, jahrelang auf qualvollſte Entſagung, auf ununterbrochene ſchmerzliche Überwindungen geſtellt war, wurde es im Geiſt dieſer Epoche fruchtbar. Schon das erſte und größte Gedicht, das Goethe der Frau von Stein zueignet, drückt — anders als jedes andere ſeiner Liebesgedichte! — eine grundſätzlich hoffnungsloſe Getrenntheit aus — und zwar Getrenntheit durch den wachen Geiſt, der den »armen liebevollen Beiden« jede bewußtlos ſelige Vereinigung verwehrt. »Mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie« — ſo hat, ſeltſam genug!, dieſer größte Deutſche der geliebteſten Frau nach ſchon vieljähriger Bekanntſchaft geſchrieben. Aber Überwindung, Haltung, »Mäßigung dem heißen Blute« bringen, das wurde dieſer Zeit höchſtes Ziel. Die

Kunſt der Griechen, die Goethe im Winkelmannſchen Sinne der »edlen Einfalt und ſtillen Größe« ſah, ſuchte jetzt ſeine Seele ſtatt der nordiſch altdeutſchen Leidenſchaft. So wurde freilich Charlotte die rechte Muſe dieſer frühen Manneszeit. — Der »Fauſt«, dies große Naturgewächs in Goethes Seele, treibt keine neuen Sproſſen in dieſer Zeit. Aber das humane Lehrgedicht »Die Geheimniſſe« wird in allegoriſchem Stil begonnen und Charlotte von Stein zugeeignet, der große Erziehungsroman des »Wilhelm Meiſter« bildet ſich aus, und der Grund wird gelegt zu einem Erziehungsdrama »Torquato Taſſo«. Und hier hat ſich des Dichters Leiden unter einer eng bindenden Kulturform mit ſeinem Willen, dieſe Form zu verehren, ſo ſeltſam verſchlungen, daß wir hier — nicht im »Fauſt«, der klar und wunderbar wie Gottes Natur iſt! — Goethes rätſelreiches und oft unlösbares Gedicht haben!

Es iſt wohl unmöglich, nicht zu erkennen, daß dieſer Zuſtand von vornherein den Todeskeim in ſich trug. »Ich bin des Herzteilens überdrüſſig.« Das hat Goethe, deſſen Jugend nichts ſo pries als »das ganze, von einer Empfindung volle Herz«, ſchon in der erſten Hälfte dieſer Weimarer Zeit einmal geſagt. Wohl mit beſonderem Blick auf ſein Liebesleben, in dem neben Charlotte von Stein geraume Zeit noch die ſehr ſchöne, ſehr begabte und ganz gewiß nicht unſinnliche Künſtlerin Corona Schröter eine Rolle ſpielte. Sie verkörperte als erſte die Iphigenie, die doch nach dem Geiſte Charlottes gebildet war. (Und Charlotte von Stein blieb aus Eiferſucht der erſten Aufführung ihres Gedichts fern.) Aber dieſer tiefkeimende Überdruß mußte allgemach den ganzen Weimarſchen Lebenszuſtand

ſprengen. Goethes Verhältnis zu Charlotte ſcheint ſehr kennzeichnenderweiſe auf die entgegengeſetzte Art zugrunde gegangen zu ſein, wie all ſeine anderen Beziehungen zu Frauen: nicht durch eine Entſagung, ſondern durch eine Erfüllung. Es hat die höchſte Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß aus ihren Beziehungen nach langen Jahren des Schmachtens und Kämpfens doch ein eheartiger Bund geworden iſt, und daß ein Verhältnis, das ſo lang hundertfach Kränkung und Enttäuſchung tragen konnte, heimlich, langſam, zunächſt unbewußt, aber unaufhaltſam hinſiechte, als ihm das Element genommen wurde, das für Goethes Leben damals das notwendige und bildkräftige war: die Spannung der Selbſtverleugnung, der Überwindung. — Aber auch die zweite menſchliche Beziehung, die Grundſtein der Weimarſchen Verhältniſſe war, begann immer fühlbarer zu enttäuſchen: der Herzog erwies ſich nicht im Goetheſchen Geiſte bildſam. Jene ſchöne Naturkraft, die ihm eigen war, und die einmal ſein ungewöhnliches und ſtarkes Verhältnis zu dem Dichter begründet hatte, ſchien wenig kulturfähig — ſie brauſte fort in wilden Exzeſſen. Karl Auguſt wollte, wie ein Goetheſcher Seufzer ſagt, »nicht lernen, daß ein Feuerwerk bei Tage keinen Effekt macht«. Und bald hören wir den Finanzminiſter ſtöhnen:

> »Der Herzog iſt in ſeiner Meute glücklich. Ich gönne es ihm. Er ſchafft die Hofleute ab und die Hunde an. Es iſt immer dasſelbe: viel Lärms, um einen Haſen totzujagen, und ich brauch beinahe ſo viel Umſtände, um einen Haſen zu erhalten.«

Nicht eine glänzende Hofſtellung innezuhalten, war ja das Bedürfnis Goethes geweſen, hatte ihn die

Ernennung zum »Geheimrat« als Zeichen ſeiner neuen Wirkſamkeit noch ſtark berührt, die vom Herzog drei Jahre ſpäter (1782) für ihn erwirkte Erhebung in den Adel ließ ihn ganz kalt. Nicht eine »Stellung«, eine Bewegung braucht dieſer Menſch, und die bricht ſich an der Natur des Herzogs.

Je mehr aber die Genugtuung an ſeinem Erziehungswerk dem Staatsmanne ſchwindet, deſto mehr muß der »ſubordinierte« Künſtler — »des Herzteilens überdrüſſig«! — ſeinen Einſpruch anmelden. — Es iſt inmitten dieſer Epoche, daß ſich Goethe leidenſchaftlich den Naturwiſſenſchaften zuwendet. Seine amtliche Tätigkeit in den Bergwerken iſt teilweiſe der Anlaß, die Urſache aber iſt das tiefe Ungenügen ſeines leidenſchaftlichen Naturgefühls mit der gegenwärtigen Situation, die ganz und gar auf kulturell-geſellſchaftliche Rückſicht eingeſtellt iſt. Wohl hat Goethe ſchon vor Jahren dem Lavater, dem »die Metaphyſik als ein Pfahl im Fleiſch ſitzt«, zugerufen: »Mich hat Gott mit der Phyſik geſegnet, damit es mir im Anſchauen ſeiner Werke wohl werde.« Aber als einen Gegenſtand planmäßig geiſtiger Arbeit ergreift Goethe dieſe »Phyſik« doch erſt jetzt, da ihm andere Wege, ſeine ſinnlichen Anſchauungen in einen überſinnlichen, überpraktiſchen Bezug zu ſetzen, geſperrt ſcheinen. Die bedeutſame Größe ſeiner Naturwiſſenſchaft beruht gerade darin, daß ſie im unterſten Grunde nicht auf die Gedanken eines Philoſophen, ſondern auf die Anſchauungen eines Künſtlers gebaut iſt. Ein Künſtlerblick iſt es, ein Blick ins »offene Geheimnis«, der im März 1784 in Loders Anatomie zu Jena den von keinem Fachmann zuvor erſpähten Zwiſchenkieferknochen des Menſchen entdeckt — ein

Symptom mehr für die Einordnung des Menſchen in die gleichgeſetzlich wachſende Natur. Aber ganz deutlich wird der Weg, der ihn hierher führt, wenn er ſchreibt, er ſuche »in der Darſtellung der konſequenten Natur Troſt über die inkonſequenten Menſchen«. Und wenn in dieſer Zeit bewußteſter Mäßigung das Wort fällt: »Das Pflanzenreich raſt in meinem Gemüte«, ſo kann niemand überhören, wieviel Verzweiflung, wieviel innerſte Überſpannung in ſolcher Wendung liegt. Die Menſchen enttäuſchen ihn, weil er ſich falſch zu ihnen geſtellt hat — zu nah in dieſer Miniſterzeit, wie zu fern in der Wertherzeit. Wohl gibt er den Einzelnen — Dienern, Kranken, Unglücklichen — gegenüber jetzt beſonders zahlreich jene Beweiſe hilfreicher Güte, die ſchon in Frankfurt, die ſpäter in Rom, die in jeder Lebenszeit bei Goethe zu finden iſt. Aber das iſt jähes Aufzucken eines vereinſamten Herzens, denn im ganzen — durch das Medium des ihm nicht gemäßen Berufs angeſchaut! — enttäuſcht, erkältet ihn die Menſchheit jetzt. Es kommt ſoweit, daß der in beiden Welten berühmte Dichter des »Werther« ohne eine Spur von Ironie, ganz naiv, faſt ſchüchtern, faſt überraſcht äußert: »Eigentlich bin ich doch zum Schriftſteller geboren.« — In welchen Zuſtand der leidenſchaftliche Entſelbſtungswille, die Selbſttyrannei des vom Ichgefühl überſättigten Künſtlers, die Überſpannung eines überaus heilſamen Prinzips äußerer Pflichterfüllung ihn damals geführt hatte, das hat Goethe danach mit unüberbietbarer Deutlichkeit ausgeſprochen. Er blickt zurück auf die letzte Zeit, da er an der Seite Charlottes, als Weimars verantwortlicher Miniſter lebte, und ſpricht: »Ich hielt mich für tot.« — Wiederum

rettet ihn nur der untrügliche Entschluß seiner heldenhaft zum Ziele des ihr bestimmten Gleichgewichts strebenden Natur: Goethe flieht ein fünftes Mal! Ohne irgendeinem Gliede der Weimarer Gesellschaft, ohne der Freundin, ohne dem Herzog den Entschluß vorher anzukündigen, geht er von Karlsbad, wo er zur Kur weilt, nicht zurück nach Weimar, sondern nach Süden. Als Monsieur Jean Philip Moeller fährt er im September 1786 nach Rom.



1787

ERNEUERUNG

»Ich habe nur eine Exiſtenz. Dieſe habe ich diesmal ganz geſpielt. Komme ich um, ſo komme ich um. Ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.«

Mit ſo gewaltigem Entſchluß, ſo dramatiſch geſchärftem Bewußtſein flieht Goethe nach Italien aus Weimar. Mehr als ein Jahrzehnt hat er bereits dort gelebt, und dieſe Zeit, notwendig und fruchtbar wie alles in dieſem Leben, hatte ſich zum Schluß als ein lebensgefährlicher Irrweg erwieſen, der tragiſche Entſcheidung verlangte. — Goethe kommt nach Italien, das er von früh an erſehnt hat, an deſſen Schwelle er zweimal ſchon umgekehrt war, das ihm in Mignons Lied zum Sinnbild alles Erſehnten, aller ſinnlichen Schönheit und Befreiung, aller Entlaſtung vom Druck nordiſcher Zerriſſenheiten, bürgerlicher Zwänge geworden war. — Goethe kommt nach Italien und erlebt, was jeder wahre Menſch in jeder Liebe erlebt: nicht Überraſchung, ſondern tiefſte Beſtätigung alles von je Geahnten. Und doch tiefſte Erſchütterung, das Geglaubte nun wirklich zu ſehen! »Es iſt alles wie ich mir dachte, und alles neu.« — »Es iſt mir, als ob ich hier geboren und erzogen wäre, Mignon hatte wohl recht, ſich dahin zu ſehnen.« — »Mir iſt wie einem Kinde, das erſt wieder leben lernen muß.« — In der

Luft und im Licht Italiens, unter den Denkmälern dieser großen Vergangenheit, und unter diesen Menschen von ungebrochenster Gegenwärtigkeit, im Kreise auch der jungen deutschen Maler und Kunstfreunde, die in Rom die einzige Gesellschaft seiner erlösend unabhängigen Existenz werden – da wird Goethe neu geboren, da wird er glücklich. – Und damit beginnt in diesem Leben sofort eine neue Spannung, die tragischer Entscheidung zudrängt.

Der Künstler in Goethe, der Mensch, dem die Welt sich vor allem in sinnlichen Zeichen erschließt, der zehn Jahre lang gewaltsam »subordinierte«, der wird in Italien wieder ans Licht gebracht, kommt neu zu Bewußtsein seines herrschenden Rechtes:

> »Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und zu lesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention machen mich hier im stillen glücklich.«

Der Künstler aber, der so wiedergeboren wird, ist nicht der Gotiker, der inbrünstige Verehrer Shakespeares und des Straßburger Münsters. Die Griechen, deren Kult schon in Weimar begann, weil sie ihm die Maßvollen, die Beherrschten, die Humanen schienen, sie werden jetzt die Allverehrten, weil sie die sinnlich Reinen, die problemlos Klaren scheinen. Aber nicht ihre Werke, oder besser die Werke ihrer Tradition im alten Rom und in ihrer italischen Renaissance, sind es, was den Künstlermenschen Goethe hier am meisten erschüttert: es ist eine Welt, ein Klima, eine Landschaft, ein Menschenschlag, die noch unmittelbar jene Elemente lebendig zeigen, aus denen einmal jene Mittelmeerkultur erwuchs. Alles besitzt dort

jene Eigenſchaft, die für Goethe in jener Zeit die höchſte, die am meiſten und am ſtärkſten geprieſene iſt: »Gegenwart«.

»Ich kann ſagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Menſch ſei. Zu dieſer Höhe, zu dieſem Glück der Empfindung bin ich ſpäter nie wieder gekommen.«

Und viele, viele Jahre ſpäter hat Goethe über ſeinen Abſchied aus Rom geſagt: »Ich habe keinen glücklichen Tag mehr gehabt, ſeit ich über den Ponte Molle fuhr.« Und dennoch mußte er fahren, mußte Abſchied nehmen. Daß er nicht bleiben durfte, wo er ſich ſo einzig wohl fühlte, das war ihm verhängt, war ihm von ſeinem Schickſal zugemeſſen, ihm war nicht geſtattet, in irgendeinem noch ſo hohen Augenblicke zu verweilen. Goethe iſt (und im Grunde wohl ohne je ernſtlich über dieſen Entſchluß ſchwankend geweſen zu ſein) aus Italien zurückgekehrt: Nicht weil ihn die Pflicht an ſein Amt in Weimar band, nicht weil ihn Sehnſucht zu Charlotte und den Weimarer Freunden zog, nicht weil dem Dichter das Land ſeiner Mutterſprache am Ende doch unentbehrlich war. Nicht einmal die Summe all dieſer Gründe war entſcheidend, aber in jedem einzelnen ſpiegelt ſich, verſinnbildlicht ſich etwas von dem, was als der wahre Grund ihn nach Deutſchland zurückziehen mußte: Letzten Endes umarmt er in dieſer Geſtalt »Italien«, doch faſt ſo wie in Lilli das Ewig-Andere, das Völligverſagte und darum ſo unſäglich Erſehnte! Mit all ſeiner Kraft und Leidenſchaft zur ſinnlichen Gegenwart iſt Goethe eben doch kein ſüdlicher Menſch: in ſeines Herzens Herzen ſteckt der

Nordländer, der faustische Mensch, der Ewigbewegliche, Ewigsuchende, Ruhelose: »Der Flüchtling, der Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh« — der nur in mystischem Aufschwung über alles Gegenwärtige hinaus sein höchstes Lebensgefühl gewinnen kann. Vergeblich wehrt sich Goethe gegen diese dunkle Macht, ihr bis ans Ende währendes Ringen mit seinen helleren Ordnungsgeistern soll eben den ungeheuren Umfang seines Lebens ausweiten. In Italien, wo er die erste Gesamtausgabe seiner Schriften redigiert, vielerlei Fragmente beendet, viel Neues entwirft, da hat Goethe an dem großen gotischen Fragment seiner Jugend, am »Faust«, zwei Szenen geschrieben: Die eine wirft sich mit wildestem Hohn dem phantastisch tollen Zauberwesen nordischer Mystik, christlichen Mittelalters entgegen, das dem jungen Goethe soviel bedeutet hatte. (Und dabei ist selbst die Karikatur in dieser »Hexenküche« von einer so wilden Phantastik, wie sie doch nur verwandtes Blut leisten konnte!) Die andere Szene aber, die in »Wald und Höhle« mit maßvoll-feierlichem Klang beginnt, führt bald genug in den tiefinneren Streit der zwei Goetheschen Seelen zurück, die als Faust und Mephistopheles, mystische Sehnsucht und schärfster Realismus — in gar nicht griechischer Bewertung! einander anspringen. Und in der Mitte steht das Schicksalswort: »So tauml' ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.« — Und so darf Goethe nicht im italischen Genuß verweilen. Was ihm von jenen glücklichen Menschen, »die es nur sind, weil sie ganz sind«, auf immer trennt, das ahnt er bald:

> »Reiſen lerne ich wohl auf dieſer Reiſe. Ob ich leben lerne, weiß ich nicht. Die Menſchen, die es zu verſtehen ſcheinen, ſind in Art und Weiſe zu verſchieden von mir, als daß ich auf dies Talent ſollte Anſpruch machen können... Glückliche Menſchen, die es nur ſind, weil ſie ganz ſind!«

Er weiß, daß ihm nichts angehört. — Auch ſeine Leidenſchaft als Maler hat er hier zu Grabe getragen, im Kreiſe ſeiner römiſchen Freunde hat er noch einmal mit zäheſter Anſpannung um dieſe Kunſt gerungen, um zu erkennen, daß dieſe ruhende Form ihm nie etwas Eigenes, Weſentliches, Fruchtbares ergeben wird, daß ſein Talent auf die ewig bewegte Welle des Worts geſtellt iſt. Eines Nachts vor ſeiner Abreiſe aus Rom zeichnete er noch die Pyramide des Ceſtius, und in melancholiſch ſpielender Phantaſie ſein eigenes Grabmal dabei. Dann reiſt er im April 1788 ab und ſieht Rom nie wieder. — Aber nach zweiundvierzig Jahren wird an der gleichen Stelle von Männern, die von der Exiſtenz dieſes Blattes gewiß nichts ahnten, Goethes einziger Sohn begraben.

DER MANN

Goethe hatte in Italien die Illusion seines Malertalents geopfert, aber dafür ist nun der Dichter in ihm dem Malerischen so sehr genähert wie möglich. Die Ekstase des Lyrikers schweigt, die tragische Spannung des Dramatikers läßt nach, der Maler des Zuständlichen, der Schilderer tritt in den Vordergrund — der Epiker. Die großen Schöpfungen des folgenden Jahrzehnts sind: die römischen Elegien, »Hermann und Dorothea« und die vollendeten »Lehrjahre«. Sie handeln vom gesicherten — idyllischen, tüchtig umgrenzten, klug zu leitenden Leben — nichts Dämonisches darf in den Kreis. Die zwei großen antichristlichen Balladen allein bedeuten noch Nähe der Lyrik. Der Dichter, dem die irdische Liebe ein Stichwort himmlischer Ekstasen gewesen war und wieder werden sollte, schreibt in Italien nur ein größeres Gedicht von scherzhaft spielender Ruhe: »Amor als Landschaftsmaler«! Was in den kommenden Jahren an Lyrik, Romanzen erotischer Art noch entsteht, ist vielfach so kommandiert, so äußerlich gemacht, spielerisch und gewichtslos, daß man es von den Produkten der Leipziger Zeit kaum unterscheiden kann. »So lala« — »Kukuku« usw. ad infinitum! Nur ein lebendiger Reim fällt breit und voll in den Anfang dieser Epoche:

»Liebesqual verschmäht mein Herz,
Sanften Jammer, süßen Schmerz,
Nur vom Tücht'gen will ich wissen,
Heißem Äugeln, derben Küssen.
Sei ein armer Hund erfrischt
Von der Lust, mit Pein gemischt!
Mädchen, gib der frischen Brust
Nichts von Pein und alle Lust!«

Das ist denn freilich entschiedene Abkehr von der Schmerzenswollust der Werther-Zeit nicht minder, wie von der edlen Entsagung der ersten Weimarer Epoche. — »Die Stein meint, er sei sinnlich geworden, und sie hat nicht ganz unrecht.« So schrieb Karoline Herder, des alten großen, geliebten und umkämpften Freundes klatschsüchtige Frau. Aber recht hatte sie schon, und die Stein auch — wennschon in einem etwas tieferen Sinne des Wortes, als sie es meint. Goethe war im Grunde nicht nur nach Italien, sondern auch aus Italien geflohen. Aber nach diesem abermaligen tragischen Opfer war seine Natur entschlossen, nun auch die Frucht aller Opfer zu gewinnen, soviel Welt zu erwerben, zu besitzen, zu verwalten, zu gestalten als immer möglich. Und festen Grund, Arbeitsboden wollte er unter die Füße bekommen. An dem nordischen Dämon, der ihn heimtrieb, nimmt Goethe seine Rache, indem er ihn im kommenden halben Menschenalter aus aller Kraft verleugnet! Nie ist er antichristlicher gewesen als in dieser Epoche. Als er noch einmal ein paar mißmutige Wochen an der Schwelle Italiens, in Venedig, sitzt, entstehen böse Epigramme, vor allem wider den Pfaffentrug. Doch der Reim spitzt seine Stacheln auch gegen den Lug der großen Welt,

die Goethe damals, nicht ohne Genugtuung, in dem Sturm der französischen Revolution zusammenbrechen sieht. Er hat in einem hellseherischen Brief an Lavater vor Jahren den Zusammenbruch dieser Gesellschaft genau geweissagt, er hat als ein zum Besseren strebender Minister unter der Unzulänglichkeit der herrschenden Schicht genug gelitten. Er beklagt keineswegs ihren Fall, er leugnet nicht, daß die Idee des Menschenrechtes auch seine »Brust höher hebt«, und er allein erkennt und spricht im Lager von Valmy: »Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus«. Abwehrend wird er erst, als »die fürchterliche Bewegung« die Sicherheit des Lebens gefährdet, denn er war auch der Mann, der »lieber eine Ungerechtigkeit als eine Unordnung« wollte, der als Feind aller Katastrophenlehre organisches Wachstum glaubte und lehrte, und Ordnung als Basis aller sozialen Entwicklung kannte. Befestigte Sicherheit sozialen Seins begehrt seine Natur aber eben in dieser Epoche mehr als je — Sicherheit des Hauses —, denn diese Stätte gefesteten Lebens braucht er jetzt als Schutz gegen die zu große Welt. Von der sinnlichen Gegenwart Italiens, der er entfloh, sucht er so viel wie möglich nach Weimar hinüberzuretten — »römische« Elegien sollen Weimarer Leben werden. So verliert er Charlotte endgültig, und so findet er Christiane! Christiane Vulpius, das kleine Bürgermädchen aus der Blumenfabrik, ein unproblematisch-starkes, in gesunder Sinnlichkeit blühendes Geschöpf. Sie wird seine Frau, »verheiratet, nur nicht mit Zeremonie«, wird die Mutter seiner fünf Kinder, von denen nur der Sohn August am Leben bleibt. Gewiß konnte Christiane nur des-

halb fast ein Menschenalter lang Goethes Geliebte und Hausfrau bleiben, weil sie ihrem Wesen und ihrer äußeren Situation nach ihm kein Problem bot, keinen Kampf – nicht »Liebesqual«, nicht »süßen Schmerz« – und damit keine jener höchsten Erschütterungen, die des genialen Menschen letzte tödliche Seligkeit bedeuten. Aber wie unendlich töricht ist es doch, diese dauerndste, festeste Kameradschaft, die Goethe je in seinem Leben gefunden hat, deshalb leicht zu nehmen, oder gar für menschlich belanglos, womöglich für eine »rein sinnliche« Beziehung zu erklären. Welch Gedanke, daß ein Dichter, dessen beste Kraft aus der ungeteilten Einheit seiner Natur quoll, ein Vierteljahrhundert an der Seite eines Menschen verbracht habe, der ihm innerlich nichts bedeutete! Welche Harthörigkeit des Herzens, ein Verhältnis »rein sinnlich« zu nennen, in dem Briefe wie diese hin und her gehen:

Christiane an Goethe:

»Habe mich nur lieb und denke an mich. Ich habe Dich ja jeden Augenblick im Sinn und denke nur immer, wie ich im Haushalt nur alles in Ordnung bringen will, um Dir mit etwas Freude zu machen, weil Du mich so glücklich machst.«

Goethe an Christiane:

»Ach, mein Liebchen, es ist nichts besser als beisammen sein. Wir wollen es uns immer sagen, wenn wir uns wiederhaben . . . Denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor, daß Dir ein anderer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt Du aber nicht sehen, sondern Du mußt mich für den Besten halten, weil ich Dich ganz entsetzlich liebhabe und mir außer Dir nichts gefällt.«

Christiane war gewiß nur sehr begrenzt befähigt, Goethe auf geistigen Wegen zu folgen, aber es ist vielleicht im Sinne der Charlotte von Stein, doch ganz ungoethisch gedacht, das Geistig-Kulturelle mit dem Seelisch-Menschlichen einfach gleichzusetzen. Es brauchte für Goethe nicht gedacht zu werden —, er konnte und wollte »fühlen mit sehendem Aug', sehen mit fühlender Hand«. Goethe fand in Christianes einfacher, starker und ehrlicher Natur jenen Grund von sicherem, gegenwärtigem Weltgefühl, den er brauchte, um das Haus seiner Mannesarbeit darauf zu bauen. Und das war gewiß nichts Geringes, nichts Äußerliches und mußte seinem sinnlichen Entzücken zu gleicher Zeit den Charakter einer tiefinnerlichen Verbundenheit geben.

Sein Haus — es wird nun dauernd das große gelbe Haus am Frauenplan — baut Goethe jetzt mit nachdrücklicher Energie auf. Er ist in Weimar allein nach seiner Rückkehr aus Italien. Die alten Freunde verstehen ihn nicht mehr, Charlotte wird feindlich, und es vergehen viele Jahre, bis auch nur ein freundliches Verhältnis sich wiederherstellt. Herder ist stets schwierig, und am Anfang des neuen Jahrhunderts stirbt er, nachdem er den dankbarsten Verehrer seines kritischen Genies noch durch einen gräßlichen Ausbruch seiner kritischen Bosheit vergiftend getroffen hat. Knebel bleibt eine Zeitlang fast der einzige Zuverlässige, aber er zieht sich vom Hofe nach Jena zurück. Auch Goethes literarische Beliebtheit hat damals sehr gelitten. Die Mode folgt längst andern Sternen als dem Dichter, der seinen »Werther« so gar nicht wiederholen will. Auch die Jugend strebt in diesem

Zeitraum kaum zu ihm. Und ſo zieht Goethe »die Mauer höher«. Er richtet ſich ein. Er wirtſchaftet. Er entwickelt ſeine ſchon früher gezeigte Geſchäftstüchtigkeit im Umgang mit Verlegern, er wird allgemach der beſtbezahlte deutſche Autor. Er hat allein von Cotta, der keineswegs ſein einziger Verleger war, im Laufe der Zeit nahezu eine halbe Million erhalten. Und das Deutſche Muſeum in Nürnberg bewahrt als einziges Goetheautogramm den Zettel, der als Honorar für das (noch unvollendete) epiſche Gedicht »Hermann und Dorothea« 1000 Taler in Gold verlangt. (Die Viehweg in Braunſchweig auch bezahlt.) — Goethe ſorgt für Haus und Garten, für Küche und Keller. Aber nur für die Gegenwart, die Frucht tragen ſoll. Hiſtoriſchen Familienſinn beſaß er nicht, damals ſtirbt ſein Vater und Goethe läßt ſein Haus, das Haus ſeiner Jugend, ruhig verauktionieren. Auch hält er in merkwürdiger Ergänzung zu dieſer wachſenden Befeſtigung ſeines Lebens in Weimar ſich eine Art Freiſtatt in Jena, wo er oft viele Monate der Arbeit zubringt.

Sein Amt hat Goethe nun geändert. Keineswegs aufgegeben. Aber die ſchweren Erfahrungen des erſten Weimarer Jahrzehnts nutzend, geſtaltet er jetzt in neuer beſſerer, weil diſtanzierter Beziehung zum Herzog, ſeine »Karyatidenſtellung« ſo, daß der Druck heilſam feſtend, aber nicht mehr zermalmend wirkt. Und zwar ſcheint es noch weſentlicher, daß er die Art, als daß er die Maſſe der Geſchäfte verändert hat. Die Maſſe iſt noch immer ſehr bedeutend, aber es ſind nun weſentlich die Geſchäfte des Kulturminiſters. Er leitet verantwortlich die Univerſität, die Akademie, die Bibliotheken, und er iſt dazu der Direktor

des Weimarischen Theaters, an das er nun sechsundzwanzig Jahre lang eine Mühe wendet, die sich vom Repertoire und der Schauspielerausbildung bis auf die Organisation der Beleuchtung, der Kasse, der Garderoben erstreckt. Aber diese Arbeit stand doch im Zusammenhang mit einer Möglichkeit, Leben in einer packenden Verdichtung zu ergreifen, mit jener theatralischen Möglichkeit, die für Goethe von Kind an innersten Wert gehabt hat. Und jene Verwaltung der Thüringischen Kulturinstitute trat nun in lebendige Wechselwirkung mit Goethes eigentlichem Werk, das jetzt beginnt.

Es beginnt nun der planvolle Ausbau des Goetheschen Geistes — die Goethe-Biographie, die Goethe-Akademie, das Goethe-Museum. Tagebücher kontrollieren die Stunde, Annalen Monate und Jahr, umfassende Werke werden ganze Epochen des Lebens darstellen. Ein Briefwechsel unpersönlich-geistiger Art wächst an, greift nach allen Seiten, mit planvollen Diskussionen, vielfach schon für die Veröffentlichung gedacht und ihr später in zahlreichen Bänden zugeführt. Es beginnen die Goetheschen Sammlungen, die kunstwissenschaftlichen, die naturwissenschaftlichen. Es wächst der Kreis seiner naturwissenschaftlichen Studien. Vom Gewebe der Pflanzen, von den Knochen der Tiere steigt er hinab zur Erforschung der Steine, und jahrzehntelang »rast« jetzt wahrhaftig das Farbenreich in seinem Gemüte. Wohl auf kein anderes Einzelgebiet hat Goethe so viel Kraft und Leidenschaft gewendet, wie auf den Kampf um seine »Farbenlehre«, mit der sein anschauender Sinn das geliebte Licht der begrifflichen Zerlegung

Newtons entreißen wollte. – Es beginnt jetzt aber auch die Goethesche Hausakademie, jene planvolle Arbeitsteilung, in die er nun mit einer ganzen Zahl keineswegs überragender, aber auf speziellem Gebiet tüchtiger Männer tritt, eine Verbindung, die vielfach zu wirklichem Zusammenleben wird. Der Maler Meyer, Goethes Spezialist für bildende Kunst, wird jahrelang sein Hausgenosse, und wenn er erkrankt, ruft Goethe aus: »Wenn er stirbt, so verliere ich einen Schatz, den ich fürs ganze Leben wiederzufinden verzweifle.« Riemer, der Hauslehrer seines Sohnes, wird sein Spezialist für Sprachwissenschaft, Versbau und Altertumskunde. – »Der isolierte Mensch gelangt niemals zum Ziel ... Was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Menschen umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte!« Aus den leidenschaftlichen Freunden der Goetheschen Jugend sind solche Arbeitsgenossen – beinahe Angestellte der Goetheschen Akademie geworden. Goethes Herz, das nach unverwerflichem Zeugnis nicht minder groß war als sein Geist, zieht sich jetzt auf den engen Kreis des Hauses und auf unbemerkte, gelegentliche Berührungen mit Fremden zurück, um Güte, Anteil, Mitgefühl zu bezeugen. Seine regelmäßigen und sichtbaren Beziehungen zu den Menschen werden jetzt vom Geist geregelt, nach dem groß angelegten Plan seiner sinnlich-geistigen Welteroberung.

In diesem Rahmen ist auch jenes Bündnis zu betrachten, das freilich an Wucht und Würde, an Fruchtbarkeit und sinnbildlicher Geltung Goethes andere Arbeitsfreundschaften soweit überragt, wie Schillers Bedeutung die eines Meyer oder Riemer.

Dennoch iſt dies Verhältnis in ſeinem unterſten Grunde kein anderes, und nur ſoweit bei Goethes einheitlicher Natur eine ſtarke geiſtige Gemeinſchaft auf die Dauer aller Lebensſphären in Schwingung ſetzen mußte, hat die Freundſchaft Goethes zu Schiller mit der Zeit einen wärmeren Ton empfangen. Begonnen und entwickelt iſt ſie von ihm zunächſt ganz im Sinne jener Arbeitskameradſchaften, die von dieſer Periode an in Goethes Leben zahlreich ſind. Schiller war ihm im Grunde der fremdeſte aller Menſchen. Wenn ſpäter einmal Schillers Lotte bei der Lektüre von Goethes Briefen an Frau von Stein ausrief: »So etwas hätte Schiller nie geſchrieben, eigentlich bloß aus Leidenſchaft konnte er nicht lieben,« ſo hat ſie damit ſein innerſtes Weſen weit über den erotiſchen Kreis hinaus gekennzeichnet. Sie hat im Grunde damit nichts anderes aufgedeckt als Goethe, wenn er ebenſo entſetzt wie rühmend von Schiller ſagt: »Was er ſich denken konnte, das mußte geſchehen, es mochte nun der Natur gemäß ſein oder nicht.« Im äußerſten Gegenſatz zu Goethe, der keinen anderen Ehrgeiz hatte als »das Auge Licht ſein zu laſſen«, der die Natur niemals auf Zwecke anſah, war Schiller eine Gewaltnatur, die aus vorgefaßten Ideen heraus die Wirklichkeit umzugeſtalten und zu beherrſchen ſtrebte. Was an ihm hinreißend wirkte, war der gewaltige, aufs Größte gerichtete Ehrgeiz ſeines Weſens. Und nachdem ſich Goethe lange genug gegen das ihm Feindliche der Schillerſchen Natur gewehrt hatte, mußte er ſich am Ende entſchließen, dieſen ſtärkſten ihm entgegengerichteten Willen zu bewundern und das Entgegengeſetzte als Ergänzung ſeines Weſens zu nehmen.

Freilich auch so war das Bündnis nur möglich, weil Goethe während dieser am meisten rational gerichteten Periode seines Lebens in dem ihm möglichen Grade rein geistige Orientierung suchte, während Schiller nach langer, rein theoretischer Epoche zur Kunst zurückverlangte. So konnten sie sich auf halbem Wege begegnen. Goethes Arbeitsgeist aber ergriff Schiller als mächtigen Verbündeten auf dem Felde der schönen Literatur. Er war in dieser Zeit des herrschenden Verstandes literarischer und zugleich polemischer gestimmt als je. Er stand in heftiger Feindschaft mit einer von Kotzebue geleiteten Literaturclique, er hatte zur Durchsetzung seiner Autorität schwere Kämpfe an der Universität Jena, er brauchte einen Verbündeten. Er schrieb an Schiller:

»Dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der anderen soweit ausreichen, als Natur uns erlaubt hat.«

So entstand die Kampfgenossenschaft der »Xenien«, die Arbeitsgemeinschaft der »Horen«. Es entstand die rege Zusammenarbeit am Theater, das mit der Förderung der Schillerschen Dramen für den Direktor Goethe seine fruchtbarste Zeit hatte. Darüber hinaus hat der Umgang mit einem in seiner Art so großartigen Naturell wie Schiller für Goethe, dem nie ein Erlebnis ergebnislos blieb, natürlich menschlich vielerlei Frucht getragen. Daß der Dichter in ihm durch Schillers enthusiastisch analysierende Anteilnahme oder gar durch ihre allgemeinen kunsttheoretischen Diskussionen gefördert worden sei, ist eine Legende. In diesem Sinne hat Schiller natürlich unendlich mehr durch Goethe gewonnen als umgekehrt. Und es ist

Goethe, der beim Erſcheinen ſeines Briefwechſels mit Schiller nach vielen Jahren an Zelter ſchreibt:

»Doch iſt eigentlich das Lehrreichſte der Zuſtand, in welchem zwei Menſchen ihre Zwecke gleichſam par force hetzen, durch innere Übertätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zerſplittern, ſo daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Abſichten Vollwertiges herauskommt.«

In Wirklichkeit hat der Schillerſche Einfluß eher die unkünſtleriſchen, die pedantiſch ordnenden Inſtinkte in Goethe bedenklich geſtärkt. Hat er doch mit Schiller mehr als ſonſt in ſeinem Leben und wohl mehr, als eigentlich in ſeiner Natur lag, theoretiſiert. Nicht ſelten hebt jetzt ein merkwürdig unfruchtbares Schematiſieren an, eine Art Inventuraufnahme der Welt. Nicht ganz ſelten ſind Briefſtellen von ſo erheblicher Komik wie dieſe:

»Ich habe gegen zweihundert franzöſiſche ſatiriſche Kupfer vor mir, ich habe ſie gleich ſchematiſiert und finde ſie gerichtet: I. Gegen Fremde: a) England, b) der Papſt, c) Öſterreich. II. Gegen Einheimiſche: a) das alte Schreckensreich, b) Modefratzen, 1. in ihrer Übertriebenheit dargeſtellt, 2. in Verhältniſſen untereinander, 3. in Verhältniſſen zu veralteten Fratzen, 4. in Finanz- oder anderen politiſchen Verhältniſſen, c) gegen Künſtlerfeinde. — Ich fange ſie nun an, einzeln zu beſchreiben, und es geht recht gut. — Es würde daraus ein ganz artiger Aufſatz erſtehen, durch welchen das Oktoberſtück einen ziemlichen Beitrag erhalten könnte.«

Das ſchreibt Goethe 1797 aus Stuttgart — auf ſeiner dritten Schweizerreiſe, die eigentlich eine neue Fahrt nach Italien werden ſollte, aber nach der inneren Einſtellung Goethes damals kaum werden konnte. Der



1800

Herzog, der ſich als ſein Beſtes eine urwüchſige Friſche des Tons bewahrt hat, beklagt ſich grimmig über die ſchier amtlichen Relationen, die der Freund und Dichter jetzt als Briefe ſendet. Goethe inventariſiert — und oft ſchon mit ſolch einem Blick auf literariſche Verwertung! Zweifellos hängt die außerordentliche literariſche Betriebſamkeit, mit der Goethe jetzt außer ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten wenig Dichtungen, aber ſehr viel Bearbeitungen, Überſetzungen, Abhandlungen liefert, auch mit dem ausgeſprochenen Erwerbstrieb zuſammen, der ſich in dieſer Epoche der erneuten Verfeſtigung mit allen anderen bürgerlichen Eigenſchaften bei Goethe entwickelt. Es iſt die Zeit, wo auch ſeine Geſtalt, auch ſein Geſicht ſo ins Breite, Starke, faſt Plumpe geht, daß wir viele Bilder dieſer Zeit kaum erkennen können. — Den äußerſten Punkt der damals erſtrebten Bodenſtändigkeit bedeutet Goethes Verſuch, *Gutsbeſitzer* zu werden. Er erwirbt ein kleines Gut nicht weit von Weimar (Oberroßla). Vier Jahre dauert das Experiment, dann gibt er es doch auf und reſümiert mit guter Laune: »Es fehlte nichts als das Nützliche.« — Der Finanzminiſter — der Gutsherr, das ſind zwei charakteriſtiſche Formen der Überſpannung von Goethes bürgerlichem Einordnungswillen in zwei verſchiedenen Epochen. Und als eine Spitze dieſer Entwicklungslinie muß noch dies erwähnt werden: Goethe macht in dieſem Jahrzehnt im Gefolge des Herzogs die Feldzüge der Alliierten gegen die franzöſiſchen Revolutionäre mit und zeigt dabei bedeutende politiſche Einſicht, aber ſo wenig eigentlich kriegeriſchen Anteil, daß ſeine Feldzugsberichte wohl die trockenſten all ſeiner Bücher ſind, und doch läßt er ſich hier ein

einziges Mal in seinem Leben hinreißen, untergrund-los zu dilettieren: er äußert etwas Unmotiviertes über die Aufstellung der Artillerie. Das ist fast ge-redet wie ein Philister — aber es ist gehandelt wie Goethe, wenn er den pommerschen Offizier, der ihn deshalb grob abführt, daraufhin aufs höchste respektiert und mit ihm lange Zeit befreundet bleibt! —

Der verbürgerlichte Goethe dieser Epoche scheint den älteren und namentlich den jungen Leuten der Zeit vielfach erstarrt — gar kein Dichter mehr, ein rechter Spießbürger oder Geheimrat. Seine Form wird gegen Menschen, die nicht in seinen gegenwärtigen Lebens-plan passen, steif und kalt. Bürger, der einst brüderlich umarmte Dichter der »Leonore« — aber freilich ein Mensch, dessen derbe Instinkte keiner kulturellen Ver-edlung im Sinne Goethes fähig waren —, Bürger kommt nach Weimar. Die Exzellenz Goethe empfängt ihn in gefrorener Haltung und fragt nach der Frequenz der Universität Göttingen. Bürger macht nachher einen Vers: er habe den Dichter gesucht »und nicht das All-tagsstück Minister«. — Der genialste all der roman-tischen Jünglinge, die das Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland hervorbrachte, der junge Jean Paul, sucht Goethe auf und krönt seinen Bericht mit dem er-greifenden Wort: »Auch frisset er sehr viel.« — Es sieht oft starr aus auf der Oberfläche des Goetheschen Lebens. Aber darunter glüht das Feuer des Genius weiter und bereitet neuen umschmelzenden Aufbruch vor. Tiefer als die anderen blickte Goethe selbst hinein in die Weisheit seines auf allen Umwegen zielsicheren Werdens. Und am Ende des Jahrhunderts schreibt er in einem Selbstporträt:

»Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetiſcher Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Baſe ſeiner Exiſtenz: hat man den gefaßt, ſo löſen ſich alle übrigen anſcheinenden Widerſprüche. Da dieſer Trieb raſtlos iſt, ſo muß er, um ſich nicht ſtofflos ſelbſt zu verzehren, ſich nach außen wenden, und da er nicht beſchauend, ſondern nur praktiſch iſt, nach außen dieſer Richtung entgegenwirken. Daher die vielen falſchen Tendenzen zur bildenden Kunſt, zu der er kein Organ, zum tätigen Leben, wozu er keine Biegſamkeit, zu den Wiſſenſchaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat, da er ſich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts und auf Einheitlichkeit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, ſo ſind ſelbſt dieſe falſchen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen.«

So wahr nun die Erkenntnis iſt, daß nach dem innerſten Werdegeſetz ſeiner Natur dieſer Umweg fruchtbar, unvermeidlich notwendig – und alſo eigentlich kein Umweg war –, die Stärke, mit der dieſe Selbſtſchau die negativen Elemente der gegenwärtigen Exiſtenz herausarbeitet, läßt doch deutlich ſpüren, daß dieſe abermalige Epoche der Verfeſtigung, der Rationaliſierung, der Verbürgerlichung bei Goethe ſich abermals einem äußerſten Punkt nähert, auf dem es umzukehren gilt. Doch vollzog ſich diesmal die Umkehr langſam, zäh und ruckweiſe. – Eine große körperliche Kriſe gibt im Anfang des Jahrhunderts das erſte Signal. Von ſchwerer Krankheit langſam auftauchend, verlangt der Geneſende Muſik zu hören. Muſik iſt Goethe die fernſte und ſchwerſte aller Künſte geweſen, gleichwohl hat er ſie wie alle Kulturmächte ſtudiert, umworben und bis zu einem gewiſſen Grade

beherrscht. Er konnte in Rom einen Fachmann durch seine musikalischen Kenntnisse in Staunen setzen. Aber jetzt, in der Krise des Zweiundfünfzigjährigen, ist es, soviel wir sehen, das erstemal, daß ihm Musik ein innerlich bestimmendes Erlebnis wird. Der Genesende, von Musik Hinangetragene greift wieder zum »Faust«, und jetzt wird die so lange verzögerte, von Schiller so lange dringend, aber vergeblich geforderte Arbeit in schnellem Zuge vollendet. Die entscheidenden Szenen entstehen, die das Fragment zum ersten Teil abrunden. Der Gewinn von drei schweren Erziehungsperioden formuliert sich: diese Seele kann nur in rastlos strebender Bewegung leben, verweilend wird sie des Teufels:

»wie ich beharre, bin ich Knecht,
ob dein, was frag ich, oder wessen!«

Dies ist Fausts Pakt — Goethes Pakt mit dem Schicksal. Über den ersten Teil aber hinaus mit den jugendlich ergriffenen, nur katastrophalen Entladungen dieses Bewegungstriebes, weist nun schon ein himmlischer Prolog, der Gottes Offenbarung nicht im Wüten der Stürme verheißt, sondern »im sanften Wandeln seines Tags«. Der täglich »wie und wo er sich offenbare« zu erobernde Gott, das in der Endlichkeit allseitig zu erschreitende Unendliche kündet sich an. Aber die kommende Weisheit des Alters wird getragen von der wiederkehrenden Kraft der Jugend in diesem mannhaft vollendeten ersten Faust: Stücke von wunderbar erneuter Jugendkraft sind darunter — inmitten der herrliche Osterspaziergang, der die Stadtbürger in die wiedergeöffnete Natur zurückführt: »Vom Eise befreit sind Strom und Bäche.« — —

Die große Schneeschmelze beginnt, die selbst aufgerichteten Mauern, dahinter epischer Ordnungswille, Übersicht heischender Verstand alle lyrische Ektase, mystische Versenkung, tragische Dunkelheit gefangen hält, die Mauern beginnen zu schwanken. Ein Erdstoß folgt nun auf den anderen. – Während Goethe noch an Nachwehen seiner großen Krankheit laboriert, stirbt im Frühling 1805 Schiller, der machtvollste Gefährte, der seinen Geist an diese Zeit der harten Klarheit fesseln konnte. – Ein Jahr später bricht nach der Schlacht bei Jena die Kriegskatastrophe über Weimar herein, der Staat, mit dem Goethe lebt, wird in Frage gestellt, sein Leben von betrunkenen Soldaten im eigenen Hause schwer bedroht. Die tapfere Christiane rettet sein Leben. Ein paar Tage darauf macht er sie nun in rechtlicher Form zu seiner Frau. Aber auch dies bedeutet nach der Art Goethes, dem das innere Gesetz stets unverbrüchlich schwer, das äußere eher eine entlastende Form war, viel mehr eine Lockerung als eine Verdichtung seines bisherigen Lebenszustandes. – Im übernächsten Jahr stirbt Goethes Mutter, die zumal durch ihr herzliches Verhältnis zu Christiane ihm in den letzten Jahren wert ward, die Frankfurter Welt scheint damit endgültig hinter ihn zu sinken. – Und im gleichen Herbst 1808 steht Goethe vor Napoleon zu Erfurt. Er erlebt den größten Eindruck, den er je von einem Menschen erfahren hat, aber er verursacht auch den größten Eindruck, der je von ihm ausging. Staunend steht der vierzigjährige Welteroberer vor diesem sechzigjährigen Herrn aller Geister, staunend und prüfend, und er spricht: »Voilà un homme!« – Das große andere, die sinnlich gegenwärtige Form des Welt-

befitzes richtet fich hier noch einmal vor Goethe auf — wie in Lilli, wie in Italien. Aber nun fteht es da, von einer bewußten Kraft zufammengeballt, und blickt ihn an mit dem kaiferlichen Blick des Genies — und fo fieht Goethe hier den Ewiganderen nicht mit dem aus Neid und Überlegenheit fließenden Lächeln der hoffnungslofen Liebe an, fondern mit einem freien, brüderlich bewundernden Blick. Die geheimnisvolle Macht aber, die in keinem Schema zu faffende Dämonie des genialen Menfchen, fie wird von diefer Begegnung in Goethes eigener Seele fo wachgerufen, daß fie nicht mehr fich befcheiden wird: fchon feit geraumer Zeit ift in Goethes Leben und Schaffen zu fpüren, wie der lyrifch myftifche Geift, der deutfche, nordifche, große, wilde, dunkel erhabene, zu neuem Fluge die Schwingen regt.

WIEDERGEBURT

Im Jahre 1807 ‹alſo faſt unmittelbar, nachdem der in nahezu zwanzig Jahren feſte Ehebund mit Chriſtiane offiziell — »abgeſchloſſen« iſt!› geſchieht im Goetheſchen Innern zum erſtenmal wieder jenes erotiſche Erbeben, das andeutet, daß die großen Maſſen ſeines Weltgefühls in feurigen Fluß zu geraten beginnen. In Jena iſt die Pflegetochter des Buchhändlers Frommann zu einem ſehr lieblichen Mädchen herangewachſen, Minna Herzlieb fängt an, das Herz des Achtundfünfzigjährigen, der ſie von Kindheit an kannte und gern mochte, in neuer Art zu bewegen. Auch ein junger Romantiker von höchſt verſchroben genialer Art, Zacharias Werner, weilt damals in Jena. Er verkehrt mit Goethe, den ſein grotesk verſchnörkeltes Weſen reizt und abſtößt, und mit dem Hauſe Frommann. Auch er verliebt ſich in Minna Herzlieb und dichtet ſie an. Da entſtehen — in einer Art Wettſtreit — Goethes Sonette. Gedichte, deren »geleimte« Form er unlängſt noch abgelehnt hat, deren Meiſterſchaft erzwingende Beſchränkung er aber doch ſchätzen lernt. Halb alſo iſt es noch ein literariſches Spiel, wie ſo vieles in den abgelaufenen Jahrzehnten — aber ſehr bald wird es mehr. Schwerere Töne ſchleichen ſich ein, am Ende vergleicht Goethe ſich mit dem Feuerwerker, der beim klug ausgelernten Spiel von der Macht des Elements überwältigt wird:

»Und eh' er ſich's verſieht, geht er zerſchmettert
Mit allen ſeinen Künſten in die Lüfte.«

Und Goethe flieht. Flieht von Jena nach Weimar zurück, und auf der Heimfahrt ſpricht er leidenſchaftlich – wie ſeit Jahrzehnten nicht – von Lilli. Die Welt ſteht wieder da. Sie lockt, ſie erſchreckt, ſie entfeſſelt alle geheimnisvoll-wilden, ſinnlich-überſinnlichen Kräfte ſeiner Menſchlichkeit. – Wie ſtark aber die Macht des Elements ihn beim literariſch-erotiſchen Spiel überkommen haben mußte – das wird bald offenbar. Denn das Jenaer Erlebnis verlangt, um ſich abzulöſen, eine weitere, ſtärkere Formel, und es entſteht der Roman »Die Wahlverwandtſchaften« – in ſeiner gewaltigen dramatiſchen Spannung, die Höhe und zugleich das Ende von Goethes epiſcher Epoche. »Niemand verkennt an dieſem Roman eine tief leidenſchaftliche Wunde, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheut, ein Herz, das zu geneſen fürchtet.« Die Urkraft der Liebe in der ſozialen Ordnungswelt als tragiſches Problem geſehen – ehrfürchtig ſchaudernd begriffen: Die Zeit, da ſein Herz »Liebesqual verſchmähte«, iſt vorüber! Eine neue Jugend beginnt.

Und in dieſem Gefühl wendet er ſich der erſten Jugend, nun ein entſchloſſener Bildner und Auswerter ſeiner ganzen Exiſtenz, zu und beginnt ſie zu geſtalten. Und wie er die Dokumente ſeiner Frankfurter Zeit wieder hervorzieht, überkommt ihn vor der unerhörten Kraft jener Jahre eine Ehrfurcht, die noch vor kurzem der klaſſiſche Gefährte Schillers weit von ſich gewieſen hätte, er ſtaunt, »wie man gehaltlos, roh und ungebildet mehr wert könne geweſen ſein, als da man ſich gehaltvoll, ausgebildet und ausgearbeitet antrifft«. So von



1810

überlegenem Geist geformt und doch vom innersten Mitgefühl durchwärmt, entstehen die ersten Bücher von »Dichtung und Wahrheit«. Und sie werden ein ungeheurer Erfolg, Goethes größter seit dem Werther. Auch sein gefrorener Ruhm beginnt an der Sonne des neuen Lebens aufzutauen.

In den folgenden Jahren ist Goethe ein paar Sommer in Karlsbad, und hier steht der Verjüngte — wieder schlank geworden, kühn aufgerichtet, blitzenden Auges — so mitten im Welttreiben, wie nie vorher oder nachher: nämlich weder begehrend noch entsagend, sondern überlegen, herrschend, heiter-spielend. Die junge Frau von Levetzow hofiert er zuerst, später hat er mit der jugendlich-sanften Sylvie von Ziegesar ein sehr zärtlich-väterliches Verhältnis, mit der schönen jüdischen Frau von Eibenberg ist es wohl mehr als das. Aber auch aus dem Hofstaat der österreichischen Kaiserin widmet er mehreren Damen intime Huldigung, und die wirklich majestätische Frau selber umschwärmt er in einem der Erotik nicht ganz fernen Tone. Zwischen Franzensbad und Karlsbad wechselt er und zugleich zwischen Freunden und Frauen, zwischen Gelehrten und Weltleuten, die er alle beherrscht und mit einer göttlichen Laune erheitert. Der Zauber seiner Jugend scheint dem steif und kalt gescholtenen Geheimen Rat nach einem Menschenalter wiedergeschenkt zu sein. — »Auf einmal trat in unsere Mitte ein Zauberer...« — Wenn Goethe mit dem falschen Schulbild des sieghaften Olympiers irgendwann einmal eine (immer noch recht entfernte) Ähnlichkeit gehabt hat, so war es in diesen Sommern.

Es ist auch in so einem Karlsbader Sommer, in diesen Tagen der klingend aufgetauten Seele, daß der

ſchwach fundierte Muſiker in ihm ſeinen einzigen produktiven Verſuch wagt. An einem Morgen ſeines vierundſechzigſten Jahres verfaßt er eine vierſtimmige Kompoſition zum lateiniſchen Text: »Ich hoffe auf dich, Herr.« Und die tauſcht er aus mit jenem Freunde, der in dieſen Jahren ſein wichtigſter Korreſpondent wird und bis ans Ende bleibt — faſt der letzte Menſch, dem Goethe das ſeiner Jugend ſo ſelbſtverſtändliche »Du« gegönnt hat. Und das iſt Zelter, der Muſiker, der Komponiſt und Gründer der Singakademie in Berlin — zugleich aber auch Maurermeiſter, raſtlos ſorgender Familienvater und Stadtrat. Und in ſeinem urwüchſig-ſarkaſtiſchen und doch zuinnerſt kulturvollen und herzenswarmen Berlinertum ein wahrhaft vorausbeſtimmter Gefährte für Goethes letztes Lebensdrittel.

Goethe iſt wieder jung geworden. Und dieſe Jugend will wieder der höchſten tragiſchen Entfaltung zureifen. Wieder wird es gehen in jenem Rhythmus, den Richard Dehmel mit unerſetzlich tiefen Worten ausgedrückt hat: »Es wollt' eine Seele ſich befreien, da band ihr die Freiheit die Hände« —. Im Jahre 1813 entdeckt ſich Goethe in Hammer-Purgſtalls Übertragungen des perſiſchen Dichters Hafis eine neue Welt: die orientaliſche Welt voll ſinnlicher Gegenwart und Freiheit — und doch dem myſtiſch-überſinnlichen Aufſchwung näher als die griechiſch-italiſche. In dieſe Welt reiſt Goethe, ſich zu verjüngen — ganz ſo, wie er einſt nach Italien reiſte. Er nennt dies in Verſen ſich geſtaltende Erlebnis nun endlich ſelbſt mit dem großen Schickſalswort des mohammedaniſchen Glaubens: eine »Hegire«, eine heilige Flucht. »Flüchte du, im reinen Oſten Patriarchenluft zu

koſten!« Nun freilich iſt ſeine Seele ſo mächtig geworden, daß er keine äußere Veränderung im körperlichen Raume mehr braucht. Aber ganz ſinnlich empfindet er doch ſein Untertauchen in dieſer Welt der Hirten und Karawanen, der Quellen und Oaſen, der Schenken und der Propheten als eine »Reiſe« — ein wirkliches Fortgehen aus dem engen Gewohnten:

»Ich habe mich gleich in Geſellſchaft der perſiſchen Dichter begeben, ihren Scherz und Ernſt nachgebildet. Schiras als zum poetiſchen Mittelpunkte habe ich mir zum Aufenthalte gewählt, von da ich meine Streifzüge nach allen Seiten ausdehne.«

Um ihn erhebt ſich der Sturm des »Freiheitskrieges«. Goethe unterbricht ſeine Seelenreiſe nicht. Das Poſitive der deutſchen Nationalbewegung zu ſpüren, iſt er zu ſehr Sohn des 18. Jahrhunderts — ihr Negatives, das zuletzt Kulturfeindliche dieſer öſterreichiſch-ruſſiſchen Allianz ſpürt er klar voraus. Um Napoleon zu haſſen, ſpürt er ihn zu tief als den einzigen kongenialen Zeitgenoſſen, und während die Geſchütze von Leipzig herüberdonnern, dichtet er (im Prolog zu einem gleichgültigen Theaterſtück verſteckt) ihm den Abſchiedsgruß:

»Der Menſch erfährt, er ſei auch wer er mag,
ein letztes Glück und einen letzten Tag!«

Und im übrigen bleibt er im Orient.

Noch iſt es halb ein Spiel. Und der »Weſtöſtliche Diwan« beginnt wie eine ſehr anmutige, ſehr feine, aber immerhin nur literariſche Spielerei. Da bricht er, wohl auch von der Weiterarbeit an ſeiner Lebensgeſchichte, mehr aber vom heimlichen Drang

seines erneuten Jugendgefühls getrieben, im Sommer 1814 auf, um nach sehr langer Pause seine Jugendheimat wiederzusehen. Noch in Thüringen, am ersten Reisetage, gelingen ihm sieben Gedichte. Er reist dann am Main, am Rhein und am Neckar. Die Brüder Boisseré in Heidelberg zeigen ihm, wie jener Kult altdeutsch-gotischer Kunst, die ihm in Straßburg so nah war und in Rom und Weimar so fernrückte, in der romantischen Generation mit dreifacher Macht aufgewacht ist, und er schreibt über einen neuen Abschnitt seiner Jugendgeschichte: »Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle.« Er kommt nach Wiesbaden und Frankfurt und lernt dort einen alten Bekannten neu kennen, den Bankier von Willemer, einen lebhaften und etwas sonderbaren Geist, der sich in mancherlei Künsten und Wissenschaften bewegt, ganz besonderes Interesse aber stets dem Theater zugewandt hat. Marianne Jung, die Tochter einer Tänzerin, hat er vom Theater fortgenommen und in seinem Hause mit seinen Kindern großgezogen. Jetzt, da das aufgeblühte, sinnlich heitere, leidenschaftlich geistreiche Geschöpf auf den Dichter der Mignon offenbar großen Eindruck macht, heiratet Willemer sie — wenige Tage nach Goethes Ankunft. Noch scheidet Goethe in heiterem Einvernehmen mit den beiden. Verse und Grüße gehen einen Winter lang von Weimar nach Frankfurt. Der Westöstliche Diwan wächst. Im neuen Sommer fährt er wieder nach Westen, seinem östlichen Dichtertraum folgend. Mit dem Freiherrn vom Stein, dem damals größten Deutschen der ihm entgegengesetzten nationalpolitischen Art, fährt er, in vorsichtig hochachtungsvoller Gemeinschaft (— »die

Reiſe des irdenen und des eiſernen Topfes« —) alte Wege, die er einſt von Wetzlar aus ging, zum Rhein. Sie betreten zuſammen den Kölner Dom, im Anſtaunen dieſes Deutſchtums iſt er einig mit dem Führer der nationalen Bewegung gegen Napoleon. Wenn man in ſeiner Gegenwart von Politik ſprechen will, ſo iſt es Stein, der abwinkt: »Wir können ihn da freilich nicht loben, aber er iſt doch zu groß.« — So, von dem innerlich mächtigſten Mann des anders gerichteten jüngeren Deutſchlands geehrt und geachtet, als der unantaſtbare König ſeines Reiches, verlebt Goethe Tage voll ſtrahlender Kraft. Aus keiner anderen Zeit ſeines Lebens gibt es ſo viel amüſante Geſchichten von Goetheſcher Laune, Ausgelaſſenheit, Schabernack aller Art wie aus dieſen zwei Sommern am »Rhein, Main und Neckar«, kaum vor vierzig Jahren in Frankfurt, Wetzlar und Weimar iſt er ſo jung geweſen! Und da eilt der weſtöſtliche Dichter in plötzlichem Entſchluß wieder nach Frankfurt, nach der Gerbermühle, zu Willemers, zu Marianne. Während man dort in Sommernächten heitere Feſte feiert, wächſt in Goethes literariſches Spiel der ganze furchtbare Ernſt einer Leidenſchaft hinein.

»Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand.«

Es geſchieht nach ſeinem unübertrefflich ſchönen und klaren Wort:

»Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond ſähe im Schlaf.
Als ich aber erwachte,
Ging unvermutet die Sonne auf.«

Aus dem weſtöſtlichen Spiel heiteren Schweifens in ſinnlich freier Patriarchenluft, aus zartgefühltem Maskenſcherz von Juſſuff und Suleika wird letzte Wahrheit. Aus geheimſten unvernünftigen Tiefen raſt der Aetna einer Leidenſchaft empor, die den Weltzuſammenhang wiederum ganz auf die ungeheure Macht des ureigenen Gefühls baut. — Es entſteht das mächtigſte Liebesgedicht der deutſchen Sprache, das jeden Hauch von Abenteuer, überraſchendem Erlebnis, ſinnlicher Neugier abgeworfen hat, das »Wiederfinden« heißt und aus der Liebe zweier Menſchen urewiges Verhältnis von Gott und Menſch — Schöpfungsgeſchichte, aufbaut:

»Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.«

So hoch wird der Feuerwerker vom entfeſſelten Element emporgeſchleudert. Und die Glut ſeines Elements wirkt ein Wunder. Was dem ſechsundſechzigjährigen Dichter noch nie geſchehen war, geſchah jetzt! Sein dichteriſcher Anruf erhielt dichteriſche Antwort. Marianne, dieſes wunderſame Künſtlerkind, die Tänzerin, Malerin, Verfertigerin hübſcher Gelegenheitsreime, ſie wurde im Anhauch dieſer Glut zur Dichterin, und eine Anzahl Verſe gingen von ihr zu Goethe und verflochten ſich dem Weſtöſtlichen Diwan. Sie ſtehen noch da, dieſe Strophen vom Weſt- und vom Oſtwind — nicht von Goethe und doch von Goethe erzeugt! Sicherlich die ſchönſten Gedichte, die bis dahin in Deutſchland einer Frau geglückt waren — und doch nicht eigentlich von einer Frau verfaßt! So über die Grenzen des eigenen Leibes

hinaus hohe künstlerische Formkraft weckend, hatte Goethes weltfühlende Leidenschaft noch nie geglüht. Es war ein Äußerstes, eine letzte gefährliche Höhe. Und so wurde die Umkehr not nach seines Wesens innerstem Gesetz. Eine neue Flucht wurde Pflicht... Plötzlich sitzt er im Wagen und fährt davon, krank, fiebernd, zerrissen, aufgewühlt. Und zu Boisseré, der ihn begleitet, ohne den Zusammenhang zu ahnen, spricht er wieder von Lilli. Wie immer, wenn er mit verzücktem Ingrimm, mit schmerzlichem Neid die Welt hinter sich wirft. Zurück aber, ins Haus der geliebten Marianne, an Willemer und an seine Tochter, flattern Briefe, die nach dreiundvierzig Jahren bis in den Wortlaut hinein, bis in den Rhythmus des Satzes die Abschiedszettel von Wetzlar an Kestner und Lotte wiederholen:

> Denken Sie, daß bis gestern ich hoffen konnte, Sie jeden Tag zu sehen. Und nun nimmt mich's beim Schopfe und führt mich über Würzburg nach Hause. Verzeihen Sie das Federspritzen und die Kleckschen. Das sieht meinem Zustand ganz ähnlich. Adieu den beiden. Mögen sie vereint bleiben! Und mir!
>
> — — — — — — — — — — — — — — —
>
> Hundert Einbildungen habe ich gehabt, wann, wie und wo ich sie zum erstenmal wiedersehen würde... Nun kommt's aber! Und ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse. Doch das ist schon zuviel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verleugnet, den ich auch nicht aufrege, sondern lieber schließe. Herzlichen Dank für alle Güte und Liebe. Doch dieser

Dank wäre nicht der rechte, wenn er nicht eine Schmerzensform annähme. Das werden Sie, Herzenskündiger, zu vermitteln wissen. Wie denn billig diese Worte an die Zwei gerichtet sind, die man beneidenswert glücklich verbunden sieht.«

»Das ist nun so und mein Schicksal!« hieß es 1772, »und nun nimmt's mich beim Schopf ... nun kommt's aber ...« heißt es 1815. Ein ganz schwacher Versuch, das Pathos der Situation humoristisch abzudämpfen, das ist alles, was den Sechsundsechzigjährigen vom Dreiundzwanzigjährigen unterscheidet. Im Wesen ist es beide Male ganz dasselbe. Er »muß zu seiner Ruhe Gewalt gebrauchen«, muß sich knirschend dem Gesetz seiner Fruchtbarkeit beugen, das weder in Stürmen der Leidenschaft noch in ordnender Besinnung zu verweilen gestattet, das eines durch das andere brechen und erlösen, eines im andern »aufheben« will. »Aus—kostend« zu verweilen in irgendeinem befriedigenden Augenblick ist ihm verwehrt. »Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück.« Er muß. »So klopft das Schicksal an die Pforte.«



1817

DER ALTE

Goethe kehrt nach Weimar zurück und ſieht nun das Land ſeiner Jugend nie mehr, nicht Frankfurt und nicht Marianne. Als er im nächſten Sommer doch noch ſchwankt und, halb entſchloſſen nach Weſten zu fahren, im Reiſewagen ſitzt, ſtürzt das Gefährt um und Goethe bleibt und verſucht es nie wieder. Nun zieht er wieder die Mauer höher um ſich. Planvolles Erwerben und Ordnen des Weltbeſitzes wird neu und im erhöhten Grade die Aufgabe des Tages. — Mit ein paar ſtarken Schlägen hilft das Schickſal, ihn weiter in ſich hinein, fort von der Welt zu treiben. 1816 ſtirbt Chriſtiane. So deutlich ſich auch nach dem neuen Aufblühen ſeiner erotiſchen Kräfte gezeigt hatte, daß ſie ſein Weſen nicht ausfüllen, am höchſten Aufſchwung ſeiner Natur nicht teilhaben konnte, ſo tief hatte er doch (bei manchen Mißhelligkeiten der ſpäteren Jahre) die beglückende Kraft ihrer ſicheren Gegenwart, ihre durch ein Vierteljahrhundert erprobte Lebensfreundſchaft empfunden. Und nun ſtirbt ſie und Goethe ſchreibt:

> »Der ganze Gewinn meines Lebens
> iſt, ihren Verluſt zu beweinen.«

Ihrem Weſen hat er in ſpäteren Verſen ein Denkmal errichtet, das, von aller ekſtatiſchen Verklärung

fern, doch vom innigsten Nahgefühl belebt, das Wesen ihres Bundes so vollkommen spiegelt, wie die letzte unsagbar »gedichtete« Zeile das Wesen dieser Frau erschöpft:

»nie schön gepriesen,
hübsch bis in den Tod.«

— — — — — — — — — — — — — — — —

In Goethes ganzem unermeßlichem Schaffenskreis hatte nur ein Bezirk durch Christiane auch unmittelbare Förderung, tätigste Anteilnahme erfahren, weil er ihrem Erdgeist am nächsten war: das Theater. Nach Christianes Tode läßt Goethe den Sohn August mit in die Intendanz eintreten, aber schon nach einem Jahre trifft ihn hier ein neuer böser Schlag. Zweiundvierzig Jahre lebt Goethe jetzt in Weimar an der Seite des Herzogs, und so mannigfach schwankend ihr Verhältnis war, schon die Gewalt der Jahre hat sie jetzt unlöslich für das Leben verflochten. Seit sechsundzwanzig Jahren leitet Goethe das Weimarer Theater. Da begehrt die Weimarer Gesellschaft ein Stück zu sehen, in dem ein berühmter dressierter Hund auftreten soll: Goethe verweigert es. Nach dem Hausstatut dürften Hunde »nicht einmal in den Zuschauerraum, geschweige denn auf die Bühne«. Aber eine Hofpartei, in deren Mitte des Herzogs Freundin, die Schauspielerin Jagemann, steht, treibt zum Bruch. Der Herzog bestimmt die Aufführung. Goethe geht nach Jena, der Herzog schickt ihm seine Entlassung nach. — Nach kurzer Zeit kommt es zu einer Art Aussöhnung, in heimlichem Herzen wird Goethe diese Kränkung viele Jahre nicht verwunden haben. — Die Mauer wächst. Seine Züge werden verschlossen und

herb, was ein Franzoſe aus ihnen lieſt, überſetzt Goethe ins Deutſche: »Das iſt auch einer, der ſich's hat ſauer werden laſſen.«

Aber kurz nach Chriſtianes Tode ſendet Alexander von Humboldt an Goethe ein naturwiſſenſchaftliches Buch, und er dankt ihm:

»An Trauertagen
Gelangte mir dein herrlich Heft!
Es ſchien zu ſagen:
Ermanne dich zum fröhlichen Geſchäft!«

Dies ungeheure Geſchäft läßt ihn nun keine Stunde mehr los. Mit einer neuen Energie wirft ſich der Kulturminiſter auf ſeine Organiſationsarbeiten: die Bibliothek in Jena, die Sammlungen, die Arzneiſchule, das chemiſche Inſtitut, die Sternwarte, das alles er-hält ſeine Teilnahme und Mitwirkung bis ins kleinſte Detail. — Zugleich baut ſich in ſeinem Hauſe (dem nun Ottilie, die allzu ſprunghaft bewegte junge Frau, des allzu ſchwerbeweglichen, dumpfringenden Sohnes, nur dem Namen nach vorſteht) das engere Goethe-werk mächtig aus. — Mit genauem Eifer geführte Wirtſchaft ſchafft weiter die Grundlage. Weder das nicht ſehr bedeutende Erbteil noch das inzwiſchen verdoppelte Miniſtergehalt ermöglichen die Durch-führung dieſes Lebensplans. Aber der literariſche Erwerb wird weiterhin großzügig und genau or-ganiſiert, und während Goethe jetzt nachgerade alles, Dichtungen wie Briefe, diktiert, ſchreibt er in Verlags-abrechnungen zuweilen noch mit eigener Hand! — So iſt die Möglichkeit gegeben, das Goethe-Muſeum, die allſeitigen Sammlungen, immer mäch-tiger auszudehnen. Seine Steinſammlung wuchs auf

18 000 Stücke, seine Herbarien enthielten 12 000 Pflanzen, die Kollektion seiner Kupferstiche war ebenso bedeutend wie seine optische Sammlung, seine Medaillen, Münzen und Gemmen ebenso zahlreich wie seine zoologischen Präparate. Und nichts in all dem blieb totes Gut, bloßer Schaubesitz. Alles war unmittelbares Arbeitsmaterial, diente der rastlos nach allen Seiten vordringenden Forschung der heimlichen Goethe-Akademie, die immer neue Mitglieder an sich heranzog. Seine Korrespondenz begann durch ganz Europa hin zu wachsen, immer zahlreicher wurden die Besucher aus allen Ländern in seinem Hause. Denn jetzt ist er wieder das Vorbild der Jugend geworden und wird allgemach das Orakel der gebildeten Welt.

Wohl blieb dieser unermüdliche Sammler und Ordner der erfahrbaren Welt auch ein Dichter. In ganz unzähligen Reimsprüchen, spielenden und schweren, lyrischen und ironischen begann er seine Weisheit zu fassen, hundert kleine klirrende Münzen für den Alltag. Dazwischen aber lagen die schweren Goldbarren zeitlosen, übervernünftigen Willens: orphische Urworte. — Gefällige gelegentliche Reime entlockt man dem großen Mann in Massen: Es kommt zu Liedern für den verehrlichen Frauenverein, »dem guten Zweck ein kleines Lied zu weih'n«. Und in einem Stammbuch heißt es einmal ganz kläglich:

»Die Muse will sich heut nicht finden lassen.
Ich bitte, mir die Blätter frei zu lassen.«

Aber dazwischen erschallt aus einer Tiefe, von der er selbst bekennt, daß sein Verstand sie nicht mehr deuten könne, das Lied »Um Mitternacht«. —

Im ganzen aber tritt in dieſer Jahreswoche von 1815 bis 1822 der Dichter hinter dem großen Schriftſteller, dem Forſcher und Organiſator wieder weit zurück. Feſt und nah umgibt ihn die Fülle der zu bezwingenden Wirklichkeiten; ſcharf und ſchärfer ſchließt er ſich mit ſchwerlich bewußter Ironie in äußere Formen ein, die für unwichtige Dinge ihm Auseinanderſetzungen erſparen. Kurios feierlich klingt es:

»Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürſten Nikolaus Alexandra, Kaiſerliche Hoheit, im Geleit unſerer gnädigſten Herrſchaften im Garten zu verehren, Großfürſtin Kaiſerliche Hoheit vergönnten einige poetiſche Zeilen in das zierlich-prächtige Album verehrend einzuzeichnen.«

Aber ebenſo gut ergötzt er ſich an einem vagabundiſchen Gelehrten, der über Runenſchrift wohl Beſcheid weiß, im übrigen aber die Sauce aus dem Teller trinkt. Ihn ermuntert er, »ſich ja nicht zu genieren« und ſtellt ihn voll Behagen der Herzogin vor. — —

Zuweilen ſchien ihm wohl jeder Ausblick über die verſtändige Nähe hinweg verbaut durch die Maſſe der zu bewältigenden Einzelheiten:

»Der Klang des Lebens wird immer wunderlicher. Man verbraucht ſeine Kräfte in der Nähe, und es bleibt zur Wirkung in der Ferne nichts mehr übrig.«

Aber doch glimmt das Feuer unter der Fläche fort. Um dieſe Zeit findet ſich das ſchönſte und gewaltigſte, ganz verſchollene Fragment ſeiner Jugend, der »Prometheus«, wieder, und nun muß der Alte jene unſagbar tiefe Szene wieder leſen, mit der der Jüngling die

Worte Liebe und Tod in ein Zeichen heiligster Erschütterung zusammenzog:

»Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft, gefürchtet.
... Wenn aus dem innerst-tiefsten Grunde
du ganz erschüttert alles fühlst,
was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,
im Sturm dein Herz erschwillt...
Und du in immer eigenem Gefühl
umfassest eine Welt...«

Etwa um die Zeit, wo er dieses wieder liest, schreibt Goethe in einem Reim: »Wir schlafen sämtlich auf Vulkanen.« Und eine Schachtel mit Mirabellen, die Marianne aus Frankfurt sandte, geht zurück mit einem Medaillonbild Goethes, und auf das Rund des Kartons ist ein Vers geschrieben zum Geleit für das ernste Gesichte:

»— — das im Weiten und im Fernen
nimmer will Entbehrung lernen.«

Ein neues Erbeben der hoch aufgemauerten Feste kündet sich an. Schön, scharf, rein schien die Welt geordnet.

»Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil.
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil.«

LETZTE JUGEND

Wie die Erſcheinung Napoleons der neuen Goetheſchen Jugend von 1810, ſo geht der letzten Wiedergeburt Goethes die Erſcheinung des Lord Byron voraus. Die ganze andere ihm verwehrte Möglichkeit des Daſeins ſteht auch vor ihm in der funkelnden Geſtalt dieſes abenteuernden Lords, dieſes Gentleman-Poeten, der nicht wie Goethe die gebannten Kräfte ſeines Lebens im Gedicht erlöſt, ſondern ein frei hinſchweifendes Leben mit Verſen begleitet. Keines Zeitgenoſſen Huldigung hat Goethe ſo tief entzückt wie die Lord Byrons, keines Zeitgenoſſen Weg hat er mit ſo ergriffenem Anteil verfolgt, wie den des britiſchen Edelmannes. Und ſeinem Tode hat er einen Klagegeſang gewidmet, den er in die Mitte ſeines mittelſten Werkes geſtellt hat. Durch dieſe Euphorionſzene iſt ſpäter die ganze ſtockende Arbeit der »Fauſt«-Vollendung wieder in Fluß gekommen. Vom Atem Byronſcher Leidenſchaft angeweht war aber, nach Goethes eigenem Bekenntnis, ſchon die Form jenes Gedichtes, in dem die letzte und deshalb in manchem Sinne ſchwerſte erotiſche Erſchütterung ſeines Lebens münden ſollte. — Im Sommer 1821 kommt Goethe nach Marienbad, und die Stimmung jener Sommer, die er 1810—1812 in den böhmiſchen Bädern verlebte, ſcheint wiederzukehren. Er fühlt ſich in

Marienbad »heiter und wie ins Leben zurückkehrend«. Ihm iſt »ſo wohl als lange Zeit nicht«. Er trifft dort jene Frau von Levetzow wieder, die ihn vor bald zwei Jahrzehnten in Böhmen entzückt hatte. Sie hat zwei eben erwachſene Töchter bei ſich, und im zweiten und dritten Sommer wächſt aus des dreiundſiebzigjährigen Goethe väterlich entzücktem Getändel mit der älteren, Ulrike von Levetzow, eine Leidenſchaft furchtbarer Art heran. Einen Augenblick ſcheint das Unwahrſcheinlichſte zu geſchehen, etwas, was dem ganzen bisherigen Geſetz dieſes Lebens widerſpricht: Goethe läßt durch den Herzog in aller Form um die Hand Ulrikes anhalten. Er will ſie ehelichen — der Dichter ſeine Sehnſucht heiraten! Nicht daß ein Siebziger wirbt, iſt das Erſtaunliche, und daß es Goethe iſt, die Erklärung — daß Goethe um Beſitz einer leidenſchaftlich Begehrten wirbt, iſt das Unerhörte und daß es eines ſo Alten letzte Leidenſchaft iſt, gibt die Erklärung. Das Unmögliche bezeugt nur die übermächtige Stärke des Gefühls. Und doch fühlt er ſo bald das Unmögliche, das bis zuletzt Verwehrte des eigenen Schritts! Noch ehe eine Antwort da iſt — und ein eigentliches Nein iſt nie erfolgt! —, ſitzt Goethe wieder im Wagen und fährt davon! Und noch ehe er irgend ahnen kann, welch böſe Widerſtände, welch rohe Kränkungen ihm und ſeinem Plan daheim die wilde Selbſtſucht des Sohnes bereiten wird, noch ehe irgendein Äußeres beſtimmend eingreifen kann, bricht aus Goethe das wahrhaft furchtbare Gedicht der Entſagung hervor: die Marienbader Elegie. Man muß dieſes Gedicht des Prologs und des ſanften Epilogs entkleiden, mit dem er es ſpäter harmoniſch verſchönend umgeben hat,



1823

man muß auch nicht bei jenen Strophen beſeligten Liebesglücks verweilen, die ganz für ſich mit Grund ſo berühmt wurden, man muß auf das Ziel blicken, dem über ſolche Strophen hinweg dieſes fieberhaft jagende Gedicht zuſtürzt, dann wird man zugeben, daß es nirgends bei Goethe, auch ganz gewiß im »Werther« nicht und nicht in den dunkelſten Partien des »Taſſo« und des »Fauſt«, ſo Furchtbares gibt, wie dieſes Gedicht. Nicht mehr winkt ihm, wie nach Chriſtianes Tod, ſein Lebenswerk Ermannung zu, das Gefühl des endgültigen Verzichts auf alles unmittelbar Beglückende überſchwemmt ihn mit einer ſo ungeheuren Bitterkeit, daß dem dreiundſiebzigjährigen, von einer Welt geehrten und einer Welt mächtigen Goethe ſchlechthin nichts übrig zu bleiben ſcheint: »Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren«. Keiner von allen Göttern ſcheint ihm geblieben: »Sie trennen mich und richten mich zugrunde«. Das iſt des Gedichtes letztes Wort. Reiner, ſchrecklicher iſt das Weſen der über alle Vernunft hinraſenden Leidenſchaft niemals in Goethes Leben wirkſam geworden. »Das Bitterſüße des Kelches habe ich bis auf die Neige getrunken und ausgeſchlürft.« Wieder hatte das innerſte Geſetz ſeiner Natur, das da Entſagung, das Flucht wollte, geſiegt, aber faſt hat es all ſeine Kraft dabei zerbrochen. Sein Körper, der nie »draußen« von ſeiner Seele iſt, antwortet alsbald mit ſchwerer Krankheit. Der Freund Zelter eilt aus Berlin herbei:

»Was finde ich? Einen, der ausſieht, als hätte er die Lieb, aber die ganze Lieb mit aller Qual der Jugend im Leibe.« — —

Das feine kleine Fräulein von Levetzow, das liebe, von dieſem Ungeheuren verſchreckte Mädchen, hat

freilich ſpäter geſagt: »Keine Liebſchaft war es nicht.« – Nein, es war etwas mehr. Es war der letzte furchtbare Ausbruch eines Feuerberges, der, bebend bis ans Ende, nun doch ſeine letzte Form gewinnen ſollte, der die heiße Erde ausgeworfen hatte, auf der ſeine letzten ſüßeſten Früchte reifen konnten. – Wie tief Goethes innerſte Natur durch dieſen letzten Liebeskampf in allen heilig überverſtändigen Kräften aufgelockert iſt, das zeigt das Gedicht, das, einer ſchönen polniſchen Pianiſtin gewidmet, ſpäter der »Elegie« als Epilog zugeordnet wurde: es iſt das einzige Gedicht, in dem ein *muſikaliſches* Erlebnis den Dichter Goethe unmittelbar ſchöpferiſch gemacht hat. Der ſtärkſte, vollſte und umfaſſendſte Begriff des Weltalls iſt dieſem großen Manne noch einmal in einem weiblichen Bilde faßbar geworden:

> »Billige, was des Mannes Bruſt
> ernſt und zart beweget,
> und mit heil'ger Liebesluſt
> dir entgegen träget.«

DER GREIS

Wie Goethe nach dieſer letzten, ganz ſchweren Kriſe ſich erhebt und ſich wieder »zu fröhlichem Geſchäft« ermannt — da erſt iſt in ſeiner Haltung jenes hohe Bild vollendet, das uns nun als »der alte Goethe« vor Augen ſteht, und das vor allen andern Eckermann durch die Aufzeichnung ſeiner Geſpräche mit Goethe in uns gefeſtigt hat. Es iſt üblich geworden, ſpöttiſch und geringſchätzig zu reden über dieſen Treueſten, der 1823 nach Weimar kam und, von Goethe als nützliches Glied der Hausakademie feſtgehalten, nun Sekretär, Mitarbeiter, täglicher Gefährte des großen Alten wurde und (unter ganz vergeblichen kleinen Widerſtänden) ſchließlich mit Haut und Haar in dem rieſigen Phänomen Goethe verſchwand. Mir ſcheint ſolch Spott ungerecht und undankbar. Wir entbehrten ohne Eckermann eines Werkes, das für das Erleben Goethes wichtiger iſt als der größere Teil ſeiner Dichtungen, und den Rang einer Eckermannſchen Seele hat Goethe vollkommen mit dem Worte beſtimmt: »Nicht nur Verdienſt, auch Treue wahrt uns die Perſon.« — Durch Eckermann vor allem lebt uns nun die Geſtalt des alten Goethe, der in dem kleinen, ſchmuckloſen Hinterzimmer ſeines großen, reichen Hauſes auf und nieder ſchreitet, die

Hände auf dem Rücken und diktierend. Er diktiert den wechſelnden Schreibern die Korreſpondenz nach allen Teilen der Erde, mit Menſchen aller Geſellſchaftskreiſe, Gelehrten aller Fakultäten, Künſtlern jeder Art. Diktiert Abhandlungen über Meteorologie — über Kunſt und Altertum, die immer gleich verehrten Griechen zu preiſen — über Shakeſpeare, deſſen beunruhigender Zauber noch immer kein Ende hat. Diktiert zwiſchen allem Dichtungen, in denen ſich letzte Kräfte ſammeln. Und an der Tür, die das Arbeitszimmer von der kleinen Schlafkammer trennt, hängt eine Tabelle, auf der in Jahresrubriken die Entwicklung von dreizehn Hauptfragen der europäiſchen Politik verfolgt wird.

In den Vorderräumen aber »empfängt« Goethe — meiſt in jenem ſchönen, langen, rechteckigen Raum, der als beherrſchendes Bild das Porträt des Freundes Zelter, vom alten Begas gemalt, enthält, und der von dem rieſigen Kopf der Juno Ludoviſi einen Akzent tempelhafter Würde trägt. Dort empfängt Goethe die Beſucher. Huldigend drängen ſich die Geiſter der ganzen Erde um ſeine Geſtalt. In Pompeji hat man eine Straße nach ihm genannt. In Frankreich malt Delacroix Bilder zu ſeinem Fauſt, und Berlioz komponiert Fauſt-Muſik. Der ſtärkſte Literat Englands, Thomas Carlyle, wird der begeiſterte Apoſtel ſeiner Schriften. Wirklich ſchwebt Goethe, wie er es in ſchönen Verſen gemalt hat, als »Genius über der Weltkugel«.

Sein äußeres Amt ſchläft dem Arbeitsgehalt nach allmählich ein, wird nur noch eine Form. Nach dem Tode des vieljährigen, beſten Mitarbeiters, des Staatsminiſters Voigt, iſt es vor allem der Kanzler

von Müller, der hier Goethes Werk aufnimmt. Und er ist zugleich die stärkste, geistig selbständigste Person des Goetheschen Hofstaats, der Hausakademie. Sonst sind da neben Eckermann immer noch Meyer und Riemer, der Bibliothekar Vulpius, der Architekt Coudray, der Literat Soret, der Arzt Vogel und einige andere im fest gefügten, selten wechselnden Kreise. Mit diesen Helfern organisiert Goethe seine Arbeit. Die große Gesamtausgabe der Werke wird vorbereitet, und das Redaktionsgeschäft ⟨ähnlich wie bei den zahlreichen Briefwechseln, die nun erscheinen⟩ bandweise unter die Mitarbeiter verteilt. Zugleich gipfelt hier Goethes ökonomisches Talent mit einer Höchstleistung: in einer rastlosen Korrespondenz mit allen Höfen Deutschlands wird ⟨bei damaliger Rechtslage, eine ungeheure Schwierigkeit!⟩ der Ertrag dieser Ausgabe für Goethes Erben im ganzen Reich vor Nachdrucken gesichert. — Und während Goethe so die letzte materielle und geistige Ausmünzung seines gesammelten Weltbesitzes vornimmt, sammelt er rastlos neuen Weltbesitz ein. Ein Geologenstreit in der Pariser Akademie beschäftigt ihn derartig, daß er die allerschütternde Julirevolution darüber beinahe nicht bemerkt. Und wenn der fünfzehnjährige Felix Mendelssohn in seinem Hause weilt, so läßt er sich von dem genialen Jungen die Musikliteratur in historischer Reihenfolge vorspielen. Und wenn der Knabe gehen will, protestiert Goethe nach Mendelssohns Bericht: »er müsse erst ordentlich anfangen, mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen« — der Einundachtzigjährige von dem Fünfzehnjährigen!

So arbeitend und lernend überwindet jetzt Goethe die Welt und vollbringt, was er nun als die Aufgabe ſeines und jedes Lebens kennzeichnet: »Das Problem in ein Poſtulat verwandeln.«

Um innerlich zu dieſer ungeheuren Leiſtung geſammelt zu ſein, braucht er freilich einen ſtarken Schutz, eine ſorgſamſte Pflege aller Kräfte. In einem gewiſſen Sinne zieht Goethe jetzt erſt die Mauer ganz hoch. Ein großer Teil des Lebens erſtarrt für ihn in feſten Formeln, deren Anwendung jede innere Mühe erſpart. Ein nicht unerheblicher Teil ſeines Geſprächstons und vor allen Dingen ſeiner Korreſpondenz erhält dies ſtarre Gepräge. Am ſtärkſten tritt das naturgemäß in ſeinen Beziehungen zur ſogenannten »großen Welt« hervor. Wenn eine kleine Prinzeſſin ihm zum Geburtstag gratuliert, ſteht in Goethes Antwort, daß er »durch das gnädigſte Handſchreiben wie geblendet, bis jetzt noch keine ſchickliche Äußerung des Dankes habe finden können«. Aber auch den Gäſten im eigenen Hauſe erſcheint er zuweilen in unerbittlicher Förmlichkeit. Die Hofrätin Keſtner, Lotte Buff von Wetzlar, Werthers Lotte, die nach mehr als 40 Jahren nach Weimar kommt, macht die neue Bekanntſchaft eines alten, durchaus nicht ſehr liebenswürdigen Herrn. Auch Franz Grillparzer fühlt ſich durch Goethes Erſcheinung am erſten Tage mehr erſchreckt als beglückt, am zweiten aber findet er ihn anders. Irgend etwas in ihm muß Goethes menſchliche Teilnahme wachgerufen haben, nun rühmt er, wie Goethe an ſeinem Tiſche die Menſchen behandelt, »halb wie ein König, halb wie ein Vater«. Und der junge Mendelsſohn gar ſpricht mit Entzücken:

»Das ist eine einzige Freude, wie er einmal mir Kupferstiche holt und erklärt, oder über ‚Hernani' und Lamartines Elegien urteilt, oder über Theater, oder über hübsche Mädchen.« Aber es sind nicht viele — es sind am ehesten noch die in der Umgebung des Alten nie lange fehlenden hübschen, jungen Mädchen! — denen Goethe in so offener, heiter spendender Art entgegentritt.

Ein letzter leichter dünner Duft halbgroßväterlicher Erotik umspielt wie späte Rosen diese letzte Goethesche Zeit:

»Und doch bleibt was Liebes immer,
so im Reden wie im Denken,
wie wir schöne Frauenzimmer
mehr als garstige beschenken.«

Zuweilen klingt es, als sei das Rokoko wiedergekommen, gefühl-spielende Zeit vor dem Ich:

Zunächst der Wiese
liegt ein Garten,
da warten
hübsche Kinder auf mich.

Aber so mag im Landschafts**bild** Morgendämmerung und Abendrot zuweilen ununterscheidbar sein — wer mit lebendem Gefühl in der Landschaft **steht**, fühlt den ungeheuren Unterschied mit allen Nerven: die Kühle des noch leeren Tages ist eine unendlich andere, als die, in der sich die große Mittagsglut langsam löst — — — »aber die Kraft besteht bis zum Mittelpunkte der Erde dem Boden angebannt —«

Zuweilen geht noch solch ein Gruß zu der fernen Marianne. Aber auch das zierliche Spiel mit den vielen

»Töchterchen«, die ein und aus gehen, dauert bis zur letzten Stunde. —

Die meisten anderen Menschen behandelt Goethe planvoll im Sinne seiner inneren Ökonomie, lediglich nach der Ertragsmöglichkeit, die sie für seine Weiterbildung besitzen. Ein Mann kommt zu ihm, der ist humoristischer Schriftsteller. Aber das interessiert Goethe nicht. Wohl aber interessiert sich der alte Organisator der Feuerlöschordnung für die Brandversicherungsordnung in der Heimat des Besuchers. So inquiriert er ihn denn und formuliert auf die Bemerkung, es mache einen Unterschied, ob der Ort nur teilweise oder ganz abbrenne, den grotesk-neronischen Satz: »Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen.« So harmlos-komisch, wie jene Formalitäten (die der Mann gerade brauchte, weil er der Welt im letzten Grunde stets fremd, ausgeschlossen, unbeholfen gegenüber blieb — gebannt in sein Reich, das nicht von dieser Welt war!) — so unschädlich-grotesk wie diese rigorose Nichtachtung privater Ansprüche — so folgenlos war freilich die Wirkung Goethescher Abgeschlossenheit, das harte Walten seiner Seelenökonomie nicht immer. Es ist bekannt, wie er sich in dieser großen Alterszeit auch den bedeutendsten Äußerungen des Geistes verschlossen hat, wenn sie Verwirrung, Aufruhr, unerwünschten Kraftverbrauch in seine Welt zu tragen drohten. Er nahm davon die eigenen Schöpfungen keineswegs aus. Als ihm einer das Ansinnen stellte, doch das Revolutionsdrama »Die natürliche Tochter« fortzusetzen, rief er fast entrüstet: »Wie wollte ich mir das Ungeheure, das da gerade bevorsteht, wieder ins Gedächtnis rufen!«



1826

Und es ist bekannt, wie problematisch aus diesem Grunde Goethes Verhältnis gerade zu den genialsten Künstlern geworden ist, die jene starke deutsche Generation hervorbrachte: zu Kleist, zu Caspar David Friedrich, zu Beethoven. Es ist ganz falsch zu sagen, daß Goethe sie »nicht verstanden« hat, er hat sie nur zu wohl verstanden! — In seinen ablehnenden Worten noch steckt mehr Wesenserkenntnis dieser Männer als in den Lobeserhebungen der meisten Zeitgenossen. Aber er wollte seine Kreise nicht mehr von dem Geist nordischer Leidenschaft stören lassen, der dort entfesselt wurde. Der kecke Knabe Mendelssohn darf es wagen: Er ruht nicht und spielt dem sich sträubenden Alten Beethovens C-Moll-Symphonie vor. Da ruft der, mehr entsetzt als begeistert, aber eben doch bis in den Grund erschüttert aus: »Das ist sehr groß. Ganz toll. Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein!«

Wenn aber Goethe solchen Genialitäten mit einem Lieblingswort sein »Konstatiere ich nicht!« entgegensetzt, so kann nur ein sehr schlechter Psychologe daraus folgern, daß das gefährliche, formenschmelzende Feuer in ihm erloschen ist. Er scheut den Anruf nur, weil er weiß, daß die Dämonen in ihm schlummern — jetzt wie je. Zuweilen blicken sie aus dem Kerker hervor. Es ist von Musik die Rede, und Goethe erklärt, er liebe die rauschende, denn »der Mensch sehnt sich ewig nach dem, was er nicht hat«. Und aus dem Vulkan, auf dem sein großartig geordnetes Leben schläft, schießt an einem Tage seines achtzigsten Jahres solche Feuergarbe von Wort empor: »Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge

es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten!« – Wohl wird im Sinne planvoller Lebensordnung in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«, die sich jetzt vollenden, »Ehrfurcht« als die erste, grundlegende Kraft aller Kultur gerühmt. Aber daß alle Kultur nur gedeiht auf einem Naturgrunde, der in immer neuen Erschütterungen alles Bestehende in Frage stellt, das tritt ins rechte mephistophelische Licht, wenn Boisseré uns erzählt, an manchen Abenden sei bei Goethe so unerhört über alle und alles gelästert worden, daß er schließlich protestiert habe: man käme sich ja wie auf dem Blocksberg vor. Und Goethes Antwort war: »Ei nun, wir kommen nicht herunter. Solange wir die Welt noch nicht ganz durchgesprochen haben, müssen wir auf diesen sauberen Gesprächen verweilen.« Daß Mephisto »des Chaos wunderlicher Sohn« im Grunde nicht minder von den aufrührerischen Kräften in Goethes Herzen genährt ist als Faust selber, das wird immer deutlicher. In den Szenen des zweiten »Faust«, die jetzt langsam, stückweis entstehen, ist Mephisto häufig ganz unmittelbar und vielmehr als der Titelheld Goethes Sprecher. Und wenn in seiner Maske Goethe mit wahrlich nicht verständnislosem Spott den Gottähnlichkeitsrausch der nachstürmenden Jugend belächelt, so ist in dieser Situation das Gefühl von der bloßen Relativität aller Einzeldinge so scharf bewußt und deshalb Mephisto so ganz Goethe, daß er dem Bakkalaureus, in dem Dialekt, der Goethen durch 50 Weimarer Jahre nicht verließ, gut frankfurterisch zurufen kann:

> »Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
> es gibt zuletzt doch noch e Wein!«

So hören die Pendelſchwingungen dieſer unendlich lebenden Seele, ſo hört der weltüberwindende Kampf dieſes Geiſtes auch in dieſer letzten, feſteſten Daſeinsform noch nicht auf. Und was man auch als die eigentliche Farbe dieſes letzten Goetheſchen Jahrzehnts nennen mag — Glück, Harmonie, ungetrübtes Wohlſein — das jedenfalls iſt es nicht. Wohl geht an die 84jährige Frau von Stein nun ein Geburtstagsgruß, in dem es heißt:

»Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeſchloſſen Lebender durch ſo viele Zeiten ſich erhalten zu ſehen, iſt das allerſchönſte, was dem Menſchen gewährt ſein kann. Und ſo fort und fort.«

»Und ſo fort« — die Formel, die der Beginn des Weimarer Lebens Goethe gab, klingt noch immer. Aber iſt die Kraft, die die ungeheure Kontinuität dieſes Lebens geſichert hat, eine im gewöhnlichen Sinne glückbringende geweſen? Klingt aus dieſen Zeilen an die uralt gewordene Führerin von Goethes erſten Weimarer Jahren nicht in Moll die gleiche Melodie, die in Dur vernehmlich wird, wenn es aus Goethes Munde kommt:

»Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine 4 Wochen eigentlich Behagen hatte. Es iſt das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben ſein wollte.«

Nein, es iſt nicht viel »Behagen« um den Greis. Vielleicht hat er überhaupt keine andere unproblematiſche Freude, als das Spiel mit den Enkelkindern, von denen jetzt drei heranwachſen. Ein reines Glück

des Greises, der schon als Jüngling nichts Lieberes kannte, als das Spiel mit Kindern, in denen es noch die ganze Reinheit der unzerteilten Natur zu genießen gibt. — Seine Schwiegertochter Ottilie aber gibt eine Zeitschrift heraus, die sie »Das Chaos« nennt, und spiegelt damit, mehr als sie es weiß, den Zustand ihrer ewig unfesten Seele, und mit resigniertem Lächeln spendet der Greis, dessen Lebensarbeit es gewesen ist, das Chaos der eigenen Seele zu überwinden, Beiträge in das chaotische Blättchen dieser Schwiegertochter, die seine Hausfrau sein sollte. — Jenseits des Lächelns aber liegt die Bahn des einzigen Sohnes, die sich immer düsterer gestaltet, weil eine bedeutende Lebenskraft vom ungeheuren Vorbild des Vaters den Weg zur eigenen Form gesperrt fühlt und in der Enge des Weimarer Lebens dumpf und wüst wird. In den Versen, die August von Goethe heimlich schrieb, findet sich, so schlecht sie sind, eine Stelle, die doch mit restloser Wahrheit sein tragisches Geschick ausspricht:

»Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie sonst geleitet sein
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein.«

— — — — — — — — — — — — — — — — —

»Lange leben heißt vieles überleben.« Der Natur gemäß wird es für Goethe, dessen Haus keine rechte Wärme besitzt, auch draußen immer einsamer und kälter. 1827 stirbt Frau von Stein, 1828 Karl August. Das Verhältnis des Herzogs zu seinem großen Gefährten hatte gerade zuletzt wieder herzlichere Formen

gewonnen. Aber auch abgesehen davon — welche Erschütterung mußte es sein, nun den jüngeren Mann dahingehen zu sehen, von dessen Leben, zu Gutem und Bösem, mehr als ein halbes Jahrhundert lang, die eigene Bahn mitbestimmt worden war! Und dies wird Goethes letzte Flucht. Während sie die Totenfeier des Großherzogs rüsten, flieht er noch einmal, geht ein paar schöne Monate auf das Schloß Dornburg. Und nun ist diese Seele so reif und schwer in allen Zellen geworden, so aufgelockert für das Schicksal, daß die Kraft, zum Zentrum vorzustoßen, nicht mehr dem erotischen Erlebnis vorbehalten bleibt. In diesen Dornburger Monaten, die die Abschiedserschütterung von dem entscheidenden Lebenskameraden in wirksame Gestalt umsetzen sollen, blüht noch einmal Goethes Lyrik ganz groß auf:

»Es spricht sich aus der stumme Schmerz,
Der Äther klärt sich blau und bläuer.
Da schwebt sie ja, die goldne Leier,
Komm, alte Freundin, komm ans Herz!«

Vier Gedichte ersten Ranges entstehen, darunter jenes höchste, das mir in der ganzen deutschen Sprache nicht seinesgleichen zu haben scheint: Der Bräutigam — dessen Braut nicht mehr ein weibliches Einzelwesen ist, sondern die Welt vielleicht, und dessen Brautbett, in dem ganz Musik gewordenen Klängen dieser Worte auftauchend, vielleicht das Grab ist. Ein Tageslauf wird gedichtet, und ein Lebenslauf wird gefühlt, so ganz ist alles Vergängliche zum Gleichnis geworden! Und am Ende ertönt es:

»Wie es auch sei, das Leben, — es ist gut.«

Hier iſt endlich Geſtalt geworden, jene innerſte Güte des Goetheſchen Weſens, die, ſeinem reinen Weltgefühl entſtrömend, in allen Epochen ſeines Lebens ſo erſchütternd zarte Menſchlichkeit in Worten und Werken gezeitigt hat. Durch all ſeine Formen iſt immer wieder dies tiefe Wohlwollen gebrochen. Nun hat dieſe innere Güte rückſtrahlend die Welt verwandelt. Die Seele zeugt für die Welt. Vor ihrer Macht zählt kein Leiden. Die Welt iſt gut.

Zwei Jahre ſpäter empfängt Goethe, hoch aufgerichtet, des Schickſals letzten Streich: August hat ſich nun wirklich am Rande des Abgrunds befreit und iſt hineingeſtürzt. Viel zu ſpät hat ſich der Vierzigjährige endlich von Weimar losgemacht und iſt nach Italien gegangen. Was für Wege er da gewandelt iſt, bleibt dunkel. Aber ſie haben zum Tode geführt. Der Hannoverſche Geſandte Keſtner, Lottes Sohn, meldet Goethe, daß ſein Sohn geſtorben ſei. Begraben an jener Pyramide des Ceſtius, die Goethe in einer ſeiner letzten italiſchen Nächte vor 42 Jahren ſelbſt gezeichnet hat, mit dem eigenen Grabmal dazu. — Dies letzte Mal flieht Goethe nicht — er ſchlägt zurück: Nun iſt dem Greis, als ſei ihm mit ſcharfem Schnitt das Letzte abgetrennt, was ihn nach der Art glückhaften Beſitzes der Welt verbindet. Nun erſt wagt er ein Letztes: die Geſchichte der eigenen Jugend, vor zwei Jahrzehnten begonnen, ſtockt ſeit Jahren vor dem Kapitel »Lilli«. Aber nun — als hätte er erſt jetzt nichts mehr zu verlieren — wirft er der Welt dies höchſte, ſchmerzlich geliebteſte Pfand zurück, das ſie ihm gegeben hat. Unmittelbar nach der Nachricht von des Sohnes Tod diktiert Goethe dies letzte

Buch von »Dichtung und Wahrheit«, das ganz anders als alle früheren unruhevoll und zerrissen einherfährt, hineinspringt in Abgründe von Qual, sich plötzlich wieder entrafft und verhallt wie ein Schrei. Nun erst, nach mehr als einem halben Jahrhundert, scheint auch Lilli überwunden. — Und erst nach dieser gefährlichsten Anspannung, dieser am längsten gesparten Rache an der Welt, weicht die Kraft, und Goethes Körper bestätigt ein letztes Mal die Erschütterung der Seele mit einer schweren Krankheit.

Aber noch einmal erhebt er sich — »über Gräber vorwärts!« — und nun mit dem deutlichen Gefühl, daß es gilt, das Letzte zu ordnen, das Haus seines Geistes zu bestellen. Als Gefäß dieser letzten Botschaft erscheint ihm der »Faust«. Jenes Gedicht, das in der ersten Jugend begonnen, mit jahrzehntelangen Pausen von sehr verschiedenen Epochen gefördert worden war, es soll nun einen Abschluß erhalten, der dem letzten Schluß der Goetheschen Lebensweisheit entspricht. Und da geschieht eine wunderbare Harmonie zwischen dem unbewußten Walten und dem bewußten Wirken dieser Natur! Thema ist, dem Faust, in der äußersten Spannung der endenden Kräfte, eine Überschätzung seines letzten großen Werkes zu leihen, die ihn fast im Genuß eines Augenblickes »verweilen«, fast dem Teufel verfallen läßt. Doch wiegt dieser allzu sterbliche Augenblick nicht, er ist nur irdisch-notwendiges Phänomen, wenn eine unendlich strebende Kraft, an der Grenze ihrer Körperlichkeit angelangt, sich zur höheren Sphäre erhebt. Faust kann erlöst werden. — Und indem Goethe dies Thema gestaltet, geschieht es an ihm!

Er, der sein Lebtag sein Wirken nur stellvertretend genommen hatte — Schüsseln oder Töpfe! — er hat zum erstenmal ein »Hauptgeschäft« — ein Werk, das nicht als Station des Weiterschreitens, das an sich letzte Bedeutung zu haben scheint. Ein einzelnes rückt in den Weltmittelpunkt: »Das Hauptgeschäft fortgesetzt«, »das Hauptgeschäft gefördert«, »Anregungen zum Hauptgeschäft«, so heißt es im Tagebuch. Auch er — ein einzig Mal von »Sorge« geblendet! Und als der zweite Faust nun mit dem endenden Jahre 1831 vollendet ist, als das Werk (erst nach dem Tode zu veröffentlichen) versiegelt daliegt, da heißt es ganz im Tone des alten Faust, den »das Geklirr der Spaten ergötzt«: »Mein ferneres Leben darf ich nun als reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich auch tue.« — So zahlt Goethe zuletzt der körperlichen Begrenztheit aller Menschennatur seinen Tribut. Die letzte Ausprägung seines Lebensgehalts, der da hieß: rastlose Bewegung von Gleichnis zu Gleichnis, sie gelang nur durch eine Kraftanspannung, die das Gleichnishafte auch dieses Werkes vergessen machte, die es wie einen Selbstwert fühlen ließ.

Und doch ward dieses Werk auch seines Dichters Erlösung. Das schuldhaftende Geflecht des Lebens zwei Menschenalter schmerzend empfunden — es löst sich auf. Ganz spät erklingt nun, was früh erklang, aber das Wort hat sich gewandelt:

> Neige, neige,
> Du Ohnegleiche,
> Du Strahlenreiche,
> Dein Antlitz gnädig meinem Glück.



1832

Dies spricht — aus dem irdischen Kreis, in dem sich die Strahlen der Liebesgöttin brechen — »Una poenitentium.« So hat der Schreiber hingesetzt, der Greis aber tritt hinzu und schreibt mit eigener Hand daneben: »sonst Gretchen genannt.« Der eigenen Jugend Dichten kehrt als erschütterndes Erlebnis wieder — der Kreis ist geschlossen.

Aber rastlos erfüllt Goethe seinen Kreis mit Wirksamkeit bis zum letzten Tag. Im Grunde wird gar nichts »einerlei«. Schon früher fand »der Großvater« im Stammbuch des Enkelsohnes einen romantischen Vers Jean Pauls von den zweieinhalb Sekunden, die das Menschenleben bilden, und schrieb darunter:

»Ihrer sechzig hat die Stunde,
über tausend hat der Tag.
Söhnchen! werde dir die Kunde,
was man alles leisten mag.«

Und so füllen sich weiter die tausend Sekunden aller Tage, bis zum letzten: Goethe entwirft eine »Instruktion für die Beobachter bei den Großherzoglichen meteorologischen Anstalten«. Am 20. Februar 1832 gibt er einen Aufsatz in Druck, der sein Bekenntnis zur Entwicklungslehre mit letzter Klarheit faßt. Und zuletzt liegt auf seinem Schreibtisch ein Instrument zur Messung der Länge des Blitzes. — Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, aber Gleichnisse von so viel bedeutender Kraft formt nur das Leben der Auserwählten.

Und dann beginnt ein Frühling, den Goethe nicht mehr überleben soll. Mitte März diktiert er seinen letzten großen Brief an Wilhelm von Humboldt. Noch

einmal empfängt er Jugend bei ſich: den Enkelſohn jener Maxe Brentano, die er in Frankfurter Werthertagen liebte, und den Enkelſohn jener Chriſtiane Becker, ſeiner »Euphroſyne« aus Weimarer Theatertagen. Da erkältet er ſich bei einer Ausfahrt. Und der Herzmuskel hält dieſer Grippe nicht mehr ſtand. Am 20. März iſt ſein Körper in wildem Kampf, das Geſicht verzerrt Todesangſt. Dann trat — keine eigentliche Beſſerung — aber Ruhe, Schmerzloſigkeit ein. Am 22. März 1832 blickt er noch einmal durch die Scheiben ſeines Gartenfenſters, fragt nach dem Datum und ſpricht: »Alſo hat der Frühling begonnen.« Wie man ihm zu trinken reicht, meldet ſich noch einmal die meſſende, ſparende, bauende Kraft ſeiner Natur: »Es iſt doch nicht zu viel Wein im Glaſe?« Aber dann langt er noch einmal hinaus nach den Elementen, nach dem Element ſeines liebſten Sinnes: »Macht doch die Fenſterladen in der Stube auf, daß mehr Licht hineinkommt!« Zuletzt ſitzt er im Stuhl, und Ottilie hält ſeine Hand. Da iſt das letzte Wort, das von ſeinen Lippen vernehmlich wird: »Komm, mein Töchterchen, ſetze dich ganz nahe und gib mir ein Pfötchen.« — Dann ſtirbt er, wie es in der Todesanzeige heißt: »Geiſteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauch.«

ZUM AUSGANG

Dies iſt das Leben Goethes. Nicht ſtiliſiert ins Dämoniſch-Wunderbare, noch ins Olympiſch-Klare, vielmehr in den Grundzügen nur, aber getreu nachgezeichnet: ein nie endender Kampf der beiden Elemente, die wie Licht und Dunkel, Feuer und Waſſer, Chaos und Ordnung, Natur und Kultur die Welt bilden. Immer ſind beide da, wechſelnd treten ſie die Herrſchaft an in dieſem Leben: Nach dem Erwachen der Goetheſchen Natur kommt die Zeit ungeheurer Entfaltung. Eine nicht minder gewaltige der Beſchränkung folgt. Eine Erlöſung wird not und geſchieht in Italien, und eine neue, lange und ſchwere Bindung iſt die Folge. Eine zweite Jugend führt zu tiefer Lockerung, und eine Epoche ingrimmiger Befeſtigung tritt das Erbe an. Eine furchtbare Erſchütterung wirft in Marienbad noch einmal alle Mauern ein, und eine gemeſſene Vergleichung, feſter Bau auf immer noch ſchwankendem Grunde, macht den Beſchluß. — Wenn dieſes Leben größer als irgendein anderes, das wir kennen, in der Herausarbeitung jedes Lebensalters war, wenn hier nacheinander gleich vorbildlich der Jüngling, der Mann und der Greis erſchienen iſt, ſo gelang dies deshalb, weil in keiner Epoche in Goethe das

Radikale »ſo und nicht anders ſein« herrſchte, weil bändigende, meſſende Kräfte ſchon im Titanenrauſch des Jünglings, jugendlich glühende Wildheiten noch im Leben des Mannes und des Greiſes wirkſam waren. Die höchſte erfahrbare Wirklichkeit hat nie die kahle Reinheit eines Begriffs, ſie iſt immer ein in verſchiedener Art polar geordnetes, aber aus allen Wirklichkeiten gemiſchtes Leben. Dieſe Allſeitigkeit Goethes hat mit keinem Ding ſo wenig zu tun, wie mit der Mittelmäßigkeit des parteiloſen Philiſters, der ſich nur zu gern auf ſie bezieht. Das tiefſinnige Wort eines Neueren lautet: »Die Wahrheit liegt allerdings zwiſchen den Extremen, aber nicht in der Mitte.« Die ungemeine Wahrheit Goethes iſt allerdings ſtets zwiſchen den Extremen — aber nie auf dem goldenen Mittelweg des Philiſters zu finden. Er wußte von allem, daß es nur Gleichnis ſei und tat alles dennoch und eben deshalb mit äußerſter Kraft. Er wußte, daß es die Beſtimmung jedes Weges iſt, rechtzeitig umzukehren, und er ging doch jeden mit äußerſter Energie. Nach den faulen Sicherheiten des Spießbürgers, nach dem gemeinen Behagen hat ſein in jeder Sekunde vom Gefühl einer Sendung durchzittertes Leben nie geſpäht. »Daſein iſt Pflicht und wär's ein Augenblick.« (Herrlich zweiſeitig, wie alle große Äußerungen Goethes, lenkt das Wort den Blick ebenſo auf die letzte Würde der ruhenden Exiſtenz an ſich, wie auf die Notwendigkeit des raſtloſen Gebrauchs dieſer Exiſtenz — »Daſein« und »Pflicht« ſind beide betont!) Aber auch nicht nach jenen Philiſtereien des Intellekts, die das Arbeitsleben bequem machen, blickt Goethe um — nach radikalen Dogmen,

diesen Schlummerkissen des Geistes. »Alle deine Ideale« — so ruft er Lavater zu — »sollen mich nicht abhalten, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur.« Die Natur, die er da meint, er hat sie beschrieben in einer berühmten Hymne, er hat sie geschildert, es ist seine Natur, von der es heißt:

> »Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig, sie ist weise und still.«

Diese allumfassende Natur hält ihn ganz fern von jeder Askese, sie ist die große Mutter aller Sinnlichkeiten —

> »Freude hast an deiner Frau und Hunden
> Als noch keiner in Elysium gefunden.«

Kein dürrer Verstand darf dies Leben verdünnen wollen, »dumpf« ist Goethe ein heiliges Wort. Die Sinne sind sein Orakel! Aber die Natur hält ihn doch auch ganz fern von allen laschen Triebseligkeiten. Denn ihr eingeborener Sohn, ihre menschgewordene Form ist der Geist, der als bewußte Naturkraft dies Leben formt, baut, modelt, und auf hundert Dinge verzichten heißt, um eines zu erreichen. Dieser Geist, der als mächtige Naturkraft uns eben über die Tiernatur erhebt, dieser Menschengeist ist es, von dem Goethe spricht in jenem letzten großen Brief, den er fünf Tage vor seinem Tode an Wilhelm von Humboldt, diesen würdigsten Vertreter seiner deutschen Hörerschaft sandte:

»Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, ſagten die Alten, ich ſetze hinzu: die Menſchen gleichfalls, ſie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen *wieder zu belehren*... Die Organe des Menſchen durch Übung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Fördernis und Widerſtand *und immer wieder Nachdenken* verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Tätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, ſo daß es *eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erſtaunen ſetzt.*«

In Goethe hat ſich dieſe Einheit verkörpert, die die Welt in Erſtaunen ſetzte. — Wie ſchrieb Klinger zwei Menſchenalter, bevor dieſer Brief abgeſandt war? »Die Nachkommen werden ſtaunen, daß je ſo ein Menſch war.«

Wenn es möglich wäre, dieſe erſtaunliche Einheit nachfühlend zu erleben und dies Erlebnis als Macht in uns zu begründen — unſer Daſein müßte gewaltige Förderungen empfangen. Und viele kraftraubende Senſationen des Geiſtes könnten unſerem kulturellen Leben erſpart werden. Vielleicht würde ſich gar ergeben, daß das wahre Wirkſamwerden des Goetheſchen Lebens, das noch ausſtehende Fruchtbarwerden dieſer ungeheuren Leiſtung in der Menſchheitsgeſchichte etwas bedeuten könnte, wie den eigentlichen Aufgang, den ſchöpferiſchen *Anfang des Abendlandes!* Denn wann hat ſeit den Tagen der Griechen das Abendland eine Kultur beſeſſen, die wirklich bodenſtändig als Bejahung der vorhandenen Lebenskräfte aufgebaut war? Goethe hat ſeinen Bau von jeder öſtlichen Schwärmerei ins Grenzenloſe, von jeder Vorausſetzung der überſinnlich-chriſtlichen Dogmatik

freigehalten. Als die geliebte, nie gesehene Freundin schmerzlich schöner Jugendtage, Auguste von Stollberg, Gräfin Bernstorff, nach einem halben Jahrhundert ihn in einem sehr rührenden Briefe zum Christentum rufen will, da antwortet ihr Goethe in dem vielleicht zartesten, schönsten Briefe seines Lebens. Aber vom Neuen Testament nimmt er in seiner Antwort nur den Satz: »Wirken wir also immer fort, so lange es Tag für uns ist.« — — — »Das Drüben soll mich wenig kümmern.« Immer ist ihm, wie seinem alten Meister von Ephesus, der Gott »so im Gehirn« minder glaublich erschienen als »das Wesen, daran wir die Breite der Gottheit lesen«. — »Gestaltend« wollte er diesen Gott ergründen, »wie und wo er sich offenbare«. Goethes Lebenswerk hat gewiß die ganze ungeheure Steigerung des Gefühls für den Wert der eigenen und der fremden Seele mit verarbeitet, die zwei Jahrtausende Christentum den Europäern gebracht haben. Ziel aber ist und bleibt ihm nicht eine Erlösung von dieser Leidenswelt, sondern über alle Leiden hinaus der Punkt, wo es klingt:

»Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehen,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön.«

In der Gesamtheit höchst vergänglicher Gleichnisse wird dennoch das Ewige Ereignis. Und Goethes Wort sagt uns nicht etwa allein, daß wir das Leben nur als fertigen Abglanz besitzen. Es betont: »Am farbigen Abglanz *haben* wir das Leben.«

So ist eine große neue, noch ganz unausgeschöpfte abendländische Weisheit da, die nicht Resultat des

Lebens, ſondern das Leben in ſeiner Bewegung ſelber iſt. »Beim Leben kommt es aufs Leben an und nicht auf die Reſultate des Lebens.« Dennoch iſt dies Leben wiederum nicht edel ſchweifender Müßiggang, es arbeitet, es zeitigt reſtlos dieſe Reſultate — es iſt »geprägte Form, die lebend ſich entwickelt«. — Die Einheit von Leben und Weisheit kann und braucht uns auf keiner Schule als neue Heilsbotſchaft gelehrt zu werden. Aber ſie iſt da, ſie iſt erfahrbar, erlebbar für jeden, der es vermag, den Mythos des Goetheſchen Lebens mit dem Ohr ſeines Herzens zu erlauſchen, die Geſtalt Goethes mit dem Auge ſeines Geiſtes zu ſehen.

Es war noch an einem früheren Punkte ſeiner Bahn, im Beginn ſeiner Weimarer Zeit, da ſchrieb Goethe das Wort: »Möge die Idee des Reinen, die ſich bis auf den Biſſen erſtreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.«

Wir haben von Goethe gelernt, das Wort der Reinheit, nicht im Geſellſchaftsſinne einer Moral, ſondern im Naturſinn eines Geſetzes zu vernehmen. Dieſe Reinheit iſt die Fähigkeit, die Natur weder durch Vorwitz oder Vorurteil um ihre ſinnliche Schwere, noch durch Trägheit oder Feigheit um ihren geiſtigen Auftrieb betrügen zu laſſen. — Dieſe allſeitig vollkommene Natürlichkeit, dieſe Idee der Reinheit iſt im Laufe von 82 Lebensjahren ſo licht in Goethe geworden, das ſeine Geſialt zu uns ſpricht mit der göttlichen Kraft einer neuen Botſchaft:

»Siehe da der Menſch!«

ZU DEN BILDERN

1765 Dies von Teutenberg neugefundene Bild iſt in ſeiner Echtheit als Goetheporträt noch umſtritten. Doch ſpricht recht viel dafür. Fritz Stahl ſetzt es übrigens nach der Leipziger Zeit, auf 1769, an – er erklärt das, was große Jugend ſcheint, als Leiden.

1774 Im Sommer von Schmoll gezeichnet und radiert. Die Bezeichnung »Lavater del« iſt von einem ſpäteren Beſitzer fälſchlich zugeſetzt.

1780 Eine der damals von M. G. Klauer in größerer Zahl gefertigten Goethe-Büſten.

1787 Die Maske dieſes Bildes ſoll auf eine ſpäter von Donndorf überarbeitete Studie Trippels zurückgehen. Sie hat jedenfalls den »anſchauenden« Ausdruck der italiſchen Zeit in beſonders ſtarker Weiſe.

1800 Kreidezeichnung von Friedrich Bury in Weimar.

1810 Ölgemälde von Gerhard von Kügelgen in Dresden.

1817 Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann in Weimar.

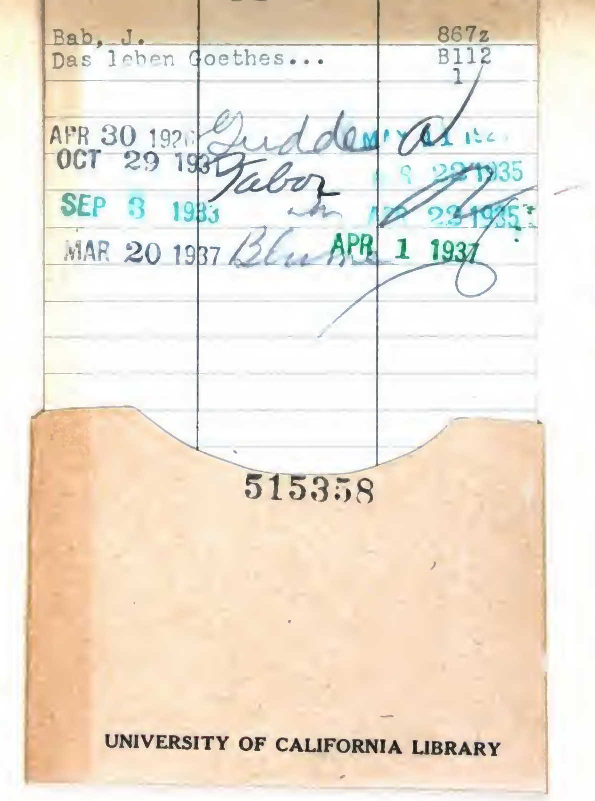
1823 Die entſcheidende Arbeit des Malers Heinrich Kolbe an dieſem in mannigfachen Variationen exiſtierenden Bilde fällt in die Zeit unmittelbar vor der Marienbader Elegie.

1826 Von Ludwig Sebbers auf eine Porzellantaſſe in zwanzig Sitzungen gearbeitet.

1832 Von K. A. Schwerdgeburth in Weimar Dezember 1831 begonnen, im Januar 1832 beendet.

Die Goethe-Bildniſſe aus den Jahren 1774, 1780, 1787, 1800, 1810, 1817, 1823, 1832 mit Erlaubnis des Goethe-National-Muſeums zu Weimar veröffentlicht.

INHALTSVERZEICHNIS


Bab, J.
867z
Das leben Goethes...
B112
1
APR 30 1926
OCT 29 1931
SEP 3 1933
MAR 20 1937
APR 1 1937
515358
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

